Band 1005 ● 2,30 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruse[...]e von Jason Dark

Im Bann des alten Königs

Band 1005 • 2,30 DM

Ös 18 / Fr 2,30 / FF 10,00
L 2800 / hfl 2,90 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Im Bann des alten Königs

John Sinclair Nr. 1005

Teil 6/7

von Jason Dark

erschienen am 14.10.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Im Bann des alten Königs

Plötzlich wurden meine Finger zu einer Kralle, als sie den linken Arm des Mannes umfaßten, der Mikail hieß. Ich konnte nicht mehr weitergehen, mußte einfach stehenbleiben und brauchte dabei sogar so etwas wie eine Stütze. Dann fragte ich: »Was hast du eben gesagt?« Mikail wiederholte seinen Satz sinngemäß. »In der Kirche Medhane Alem steht nicht die echte Bundeslade, John.«

»Nicht die echte?« Ich plapperte es einfach nach. »Ja, so ist es.«

Die Sonne brannte mir ins Gesicht. Ich mußte in den Schatten, weil ich mich plötzlich wie ausgelaugt fühlte. Es war nicht die echte Lade, sondern eine Imitation, eine Nachbildung, die dort unter dem teppichgroßen Tuch verborgen lag. Sie wurde in diesem Moment sicherlich durch das Hauptportal der Kirche getragen, damit die Prozession beginnen konnte.

Was hatte ich alles hinter mich gebracht, um dieses Ziel, die Kirche in Aksum zu erreichen! Eine Zeitreise in die Welt des König Salomo, ich war dann wieder durch das Rad der Zeit nach Äthiopien geschafft worden, um schließlich die Templer-Säule in den unterirdischen Felsenkirchen des Lalibela zu entdecken. Die Säule war mit dem Blut der Feinde des Königs gefüllt. Ich hatte sie zerstört, war dann weiter nach Aksum gezogen, hatte die Kirche betreten und die Lade gesehen.

Aber die falsche!

Ich war entdeckt worden. Man hatte mich angegriffen, und es wäre mir bestimmt nicht so gut ergangen, wenn ich nicht Mikail als Helfer zur Seite gehabt hätte, der auch mit sicherem Blick das Schwert des Salomo erkannt hatte.

Und nun dies.

Nicht die echte Lade, eine Nachbildung! Die bösen Überraschungen hörten nicht auf. Allmählich kam ich mir vor wie ein Hase, der von unsichtbaren Hunden durch das Labyrinth der Zeiten und Welten gehetzt wurde, um schließlich erkennen zu müssen, daß alles umsonst gewesen war.

Alles umsonst…

Immer wieder quälte mich dieser Gedanke. Ich spürte in mir etwas aufsteigen, mit dem ich nicht zurechtkam. Es war das Gefühl der Wut und zugleich das der Niedergeschlagenheit. Beides zusammen brachte mich zu dem Ergebnis, daß ich in ein wahres Karussell von Selbstzweifeln hineingeriet und mich fragte, ob es noch Sinn hatte, meiner Aufgabe weiterhin nachzugehen. Möglicherweise war es besser, wenn ich den Job hinwarf. Ich hatte zu viele Niederlagen einstecken müssen. Dazu gehörte nicht nur die jetzige Enttäuschung, sondern auch der Tod meiner Eltern, den man mir so drastisch vor Augen geführt hatte, als ich auf dem Rad der Zeit reiste.

Es war der Moment, wo ich selbst die Kraft verlor. Zwar lehnte ich mit dem Rücken an der warmen Kirchenwand, aber ich merkte kaum, daß ich auch daran entlangglitt und erst wieder richtig zu mir kam, als ich hockte.

Mikail, der Priester im dunklen Gewand, war dicht an mich herangetreten. Ich wußte, daß er etwas von mir wollte, und ich hatte nicht vor, mich wie ein kleines Kind zu benehmen, deshalb schielte ich zu ihm hoch.

Er lächelte wieder.

Dieses Lächeln machte mich wütend, da ich mich fragte, wie jemand überhaupt noch in einer Lage wie dieser fröhlich sein konnte.

»Du solltest nicht deprimiert sein«, sagte er.

»Nicht?« fragte ich fast bellend zurück. »Fast hätte ich gelacht, aber danach ist mir wirklich nicht zumute. Versuch mal, dich in meine Lage zu versetzen, dann wird dir auch das Lachen vergehen. Ja, das

glaube ich bestimmt.«

»Nein.«

Was hatte er gesagt? Nein? War Mikail ein Spinner oder ein unverbesserlicher Optimist?

Vielleicht beides, aber auch ich konnte mich manchmal so ansehen, deshalb war ich nicht sauer auf ihn. »Okay«, sagte ich, noch immer sitzend, »dann machen wir es halt so, daß ich mich in einen Zug setze, in die Hauptstadt fahre und dort den nächsten Flieger nach Europa nehme. Das ist doch was – oder?«

»Ja, schon. Aber für dich nicht.«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort und kam zunächst einmal auf die Beine. »Wieso ist das nichts für mich?«

»Weil es weitergeht!«

Er hatte mir eine schlichte Antwort gegeben. Ich wollte ihm den guten Willen auch nicht absprechen, nur konnte ich ihm einfach nicht glauben. »Nein«, sagte ich mit leiser Stimme. »Für dich geht es weiter, aber nicht für mich in einem speziellen Fall. Schon einmal habe ich versucht, die Bundeslade zu finden. Da hat es nicht geklappt. Jetzt ebenfalls nicht, und einen dritten Anlauf werde ich wohl kaum nehmen. Das schwöre ich dir.«

»Damals warst du nicht reif genug.«

»Kann sein.«

»Heute ist alles anders.«

Ich lachte ihm ins Gesicht. »Wie anders denn? Ich habe die Lade nicht mal genau betrachten dürfen, weil du es mir verboten hast.«

Mit gesenktem Blick schaute er mich an. »Ein Imitat, eine Nachbildung, denk daran.«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Eine sehr große. Ich will dir auch sagen, daß es nicht nur das eine Imitat der Lade gibt. Es sind viele im Laufe der Zeit gebaut worden, sehr viele. Und niemand weiß, welches die echte ist. Das mußte so sein, denn zu viele unwürdige Menschen waren hinter dem Allerheiligsten her. Man mußte es schützen. Kannst du das nicht verstehen?«

Ich war ehrlich. »Im Moment fehlt mir einfach der Wille dazu. Ich bin viel zu durcheinander.«

»Ja, das weiß ich.«

»Und deshalb werde ich…«

»Du wirst mit mir gehen, und wir beide werden die Lade finden, John Sinclair. Aber an sie herangehen mußt du allein, das sage ich dir jetzt schon.«

Ich konnte nicht anders und mußte wieder lachen. »Die Lade finden, sagst du? Die wievielte denn?«

»Die echte.«

»Klar, die…« Ich stutzte und riß den Kopf hoch. Plötzlich war ich wieder voll da. »Was hast du gesagt? Die echte Bundeslade? Oder habe ich mich verhört?«

»Nein, das hast du nicht.«

Auf einmal war ich nervös und wischte die schweißfeuchten Handflächen an meiner Kleidung ab. Auch Mikail sagte nichts, er wartete erst einmal ab, bis ich meine Gedanken geordnet hatte.

Von der anderen Seite der Kirche hörte ich Stimmen und Musik.

Dort setzte sich die Prozession mit der falschen Bundeslade gerade in Bewegung. Gläubige führten ihre rituellen Tänze auf, sangen und sprachen die alten Gebete und wurden dabei von den Instrumenten begleitet.

»Und du hast mich nicht einen Blick unter das Tuch werfen lassen«, sagte ich.

»Das ist wohl wahr.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich auf keinen Fall wollte, daß du einen falschen Eindruck von der Bundeslade bekommst. Wenn du jemals eine siehst, dann muß es die echte Bundeslade sein, denn du bist würdig genug.«

»Ich?« murmelte ich. »Warum gerade ich?«

»Schau dich an. Sieh den Glanz des Schwertes, das sich in deinem Besitz befindet. Und dann denke daran, wem das Schwert einmal gehört hat.«

»Das weiß ich doch«, erwiderte ich, ohne den Namen noch auszusprechen.

»Eben. Salomo hat für die Lade einen Tempel bauen lassen. Sein Schwert war nicht dafür geeignet, Kriege anzuzetteln. Er war der friedliche Herrscher. Er hat die Stämme Israels vereint, und das Schwert war letztendlich für ihn nur ein Symbol, weil es einfach zur Würde des Königs gehört. Begreifst du das?«

»Allmählich«, gab ich zu. »Dann ist diese Waffe für mich so etwas wie ein Türschlüssel.«

»Genau. Der Schlüssel zur Bundeslade.«

Ich schwieg. Dabei schaute ich Mikail aber an. Ich versuchte herauszufinden, ob er mir nun die Wahrheit sagte oder mich weiterhin hinhalten wollte.

Konnte ich ihm trauen?

Ich hatte es mir angewöhnt, in die Augen eines Menschen zu schauen. Sie waren oft genug die Spiegel seiner Seele, und das hatte ich immer wieder erlebt. Augen lügen zu lassen, ist schwer, da mußte man schon ein Könner sein. Ein verdammt abgebrühter Typ.

Das war Mikail nicht.

Ich blickte in seine Augen. Ich sah das Weiße schimmern, in das seine Pupillen wie eingebettet lagen. Es waren außergewöhnliche

Augen, und sie waren mir auch zuerst bei diesem Mann aufgefallen.
Auch falsche?
Nein, sicherlich nicht. So wie er sich mir gegenüber verhalten hatte, konnten sie nicht falsch sein. In seinem Blick lag ein Ernst, der mich wegen meiner anderen Gedanken beinahe beschämte.
»Hast du dich entschieden?« fragte er.
Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »Was weißt du?«
Er hob die Schultern. »Alles«, sagte er dann und korrigierte sich sofort. »Oder fast alles. Das, was ich nicht weiß, sollst du herausfinden, John.«
Ich atmete tief durch. »Gut, Mikail, ich vertraue dir.«
Er nickte und lächelte wieder. »Dann laß uns gehen, mein Freund…«

***

Terence Bull hatte sich mit seinem Kollegen Slim McGanter darauf geeinigt, daß sie den Dienst an diesem Tag nicht teilten. McGanter mußte zu einer Beerdigung nach Edinbourgh, weil eine Tante gestorben war, und so hatte Bull sich bereit erklärt, eine Doppelschicht zu schieben.
Seiner Frau hatte das nicht gefallen, sie wollte aber vorbeischauen, um ihrem Mann wenigstens eine Mahlzeit zu bringen.
Terence hatte Hunger und wartete bereits darauf. Wohl fühlte er sich nicht. Es lag nicht daran, daß er länger Dienst arbeiten mußte, sondern an seinen beiden »Gästen«, die im Anbau aufgebahrt worden waren.
Mary und Horace F. Sinclair!
Beide tot – ermordet. Und von den Tätern fehlte bislang jede Spur.
Wie Phantome mußten die Mörder erschienen sein, hatten zugeschlagen und sich wieder lautlos zurückgezogen. Killer, die einfach nicht zu fassen waren. Die möglicherweise nicht mal zur Kategorie Mensch gehörten. Wer waren sie dann?
Bull war mit Arbeit nicht eben ausgelastet. In Lauder passierte nicht viel. So hatte er Zeit genug, sich über viele Dinge Gedanken zu machen. Er freute sich auch über Besucher, die nur einmal vorbeikamen, um private Dinge zu bereden. Eigentlich hatten er und McGanter noch einen Chef. Der aber litt an einer Grippe, war zu Hause geblieben und wollte nur im Notfall alarmiert werden.
Notfälle traten in diesem Ort nur äußerst selten auf. Es sei denn, John Sinclair trudelte ein. Der brachte immer Unruhe nach Lauder mit. Dann war eine Welt des Unheimlichen in die kleine Stadt hineingeweht, an der sich kaum jemand, der normal dachte und handelte, erfreuen konnte.
Jetzt lagen seine Eltern tot im Anbau. Bull fröstelte. Er wartete schon jetzt darauf, daß die Toten endlich abgeholt wurden. Dann hatte er

seine Ruhe. Das heißt, nicht ganz, denn auch dieser Suko mußte Lauder noch verlassen haben. Erst dann würden sich die Dinge wieder normalisieren. Für Bull gab es nichts Schlimmeres, als eine aus dem Ruder laufende Normalität. Normal war auch sein Hunger. Er strich über seinen Bauch, als könnte er ihn durch diese Geste stoppen. Etwas Eßbares fand er nicht mehr. Der Platz neben dem Bildschirm wurde wieder von der Rätselzeitung eingenommen, denn Terence war ein Rate-Fan. Er löste jedes Kreuzworträtsel, das ihm in die Finger geriet, und er hatte schon überlegt, ob er nicht an irgendwelchen Meisterschaften teilnehmen sollte.

Er kam nicht dazu, seinen Blick auf das Rätselheft zu richten, denn Geräusche an der Tür ließen ihn hochschauen. Schritte hatte er nicht gehört, aber er schaute zu, wie die Tür nach innen gedrückt wurde.

Wenig später hatte Ellie, seine Frau, die kleine Polizeistation betreten. Sie war ein mütterlicher Typ. Rund und gesund, wie Bull immer sagte. Selbst wenn sie krank war, zeichneten sich auf ihren Wangen noch die rosigen Stellen ab.

Er lächelte ihr zu. Vor allen Dingen deshalb, weil sie eine volle Beuteltasche mitgebracht hatte. Das sah nach einer guten Portion aus.

Bull erhob sich, als seine Frau den Schreibtisch erreicht und die Tasche abgestellt hatte. Er klappte sie auf und mußte sich eine spitze Bemerkung anhören.

»Hast du so einen großen Hunger?«

»Habe ich, Ellie.«

»Dann ist es ja gut, daß ich gekommen bin.«

»Und ob.« Terence ließ sich nicht stören. Er holte zuerst die Thermoskanne mit dem Kaffee hervor. Saft hatte Ellie ihm auch noch mitgebracht, und ihre Schinkenklopse hatte sie in Fettpapier eingewickelt. Selbst eine Schale mit Pudding entdeckte Terence.

»Sehr gut«, sagte er. »Das wird reichen.«

Ellie holte sich einen Stuhl und setzte sich. »Wie lange muß es denn reichen?«

Er hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht genau. Slim hat mir keine Zeit für seine Rückkehr genannt. Außerdem kommt es nicht nur auf ihn an, sondern auch auf Suko.«

»Du meinst den Chinesen?«

»Wen sonst?«

»Was hat er denn damit zu tun?«

»Er hält sich noch in Lauder auf.«

»Bei den Sinclairs?«

»Nein, jetzt bei Dr. Quinn.«

Ellie war immer neugierig, was den Beruf ihres Mannes anging.

»Ach – was will er denn dort?«

»Keine Ahnung.«

Das glaubte sie ihm nicht. »Du willst es mir nur nicht sagen, Terence.«
»Egal wie. Es ist meine Arbeit.«
»Nimm sie nur nicht so wichtig.«
Bull gab keine Antwort. Er wußte genau, daß Ellie ihn auch provozieren konnte, wenn sie ihre Bemerkungen losließ, aber an diesem Tag hatte sie keine Chance. Da war sein Hunger einfach zu groß geworden. Er schaute auf die noch eingepackten Klopse und lächelte.
»Sind die frisch?«
»Ja.«
»Möchtest du auch einen?«
Ellie schüttelte den Kopf. »Ich habe schon gegessen«, erklärte sie, »aber ich bleibe noch ein paar Minuten.«
»Tu dir keinen Zwang an.«
Ellie hatte ihren Mantel nur aufgeknöpft, aber nicht ausgezogen.
Sie schlug die Beine übereinander und schaute zu, wie ihr Mann Kaffee in den Becher kippte. Er trank die ersten Schlucke, war zufrieden und beschäftigte sich danach mit dem Schinkenklops. Nach dem ersten Bissen schon verdrehte er die Augen und erklärte, wie gut ihm diese Frikadelle tat.
Ellie kümmerte sich nicht darum. Sie saß noch immer auf dem Stuhl, aber den Kopf hatte sie vorgeschoben, schnupperte und bewegte dabei auch ihre Nasenflügel.
Bull fiel das Verhalten seiner Frau zunächst nicht auf. Erst als sie nicht aufhörte und ihn auch die Geräusche störten, sprach er sie an.
»Hast du was?«
»Nicht direkt.«
»Aber du hast so komisch geschnüffelt.« Bull schaute auf seinen Fleischklops und dann auf seine Frau. »Was hast du denn?«
»Ich habe etwas gerochen.«
»Was denn?«
»Hier stinkt es.«
»Bitte.« Bulls rechte Hand sank nach unten. Er legte sein Essen wieder auf das Papier.
»Ja, hier stinkt es. Aber wonach?«
»Hier stinkt nichts.«
»Doch!«
Terence kannte den Tonfall seiner Frau. Wenn die etwas in dieser Art behauptete, ließ sie sich davon nicht abbringen. »Kannst du das nicht näher erklären? Ich rieche nichts, wirklich nicht.« Er senkte den Kopf und konzentrierte sich auf seinen Geruchssinn.
Ellie bewegte unruhig die Hände auf den Oberschenkeln. »Mmh.«
»Wonach es riecht, will ich wissen.«

Sie hob die Schultern. »Wenn ich dir das sage, vergeht dir der Appetit, glaube ich.«

»Du kannst es ja versuchen.«

»Nach Leichen?« Die Antwort glich mehr einer Frage, und Bull bekam große Augen.

»Wonach?« flüsterte er.

»Glaubst du mir nicht? Ich bin überzeugt, daß es hier nach Leichen riecht, nach Verwesung. Ist zwar komisch, aber ich kann es nicht ändern.«

»Du willst mir den Appetit verderben.«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Dann erzähl nicht so einen Mist, denn ich rieche nichts.«

»Das ist dein Problem. Außerdem werde ich jetzt gehen, wenn du nichts dagegen hast.«

»Bestimmt nicht.« Er schüttelte den Kopf. »So ein Quatsch – nach Leichen. Unsinn!«

»Werden hier in der Nähe nicht zwei Tote aufgebahrt?«

»Ja, das stimmt.«

»Also.«

»Aber die riechen nicht.«

»Das sagst du. Habt ihr die Leichen denn auf Eis gelegt?«

»Nein.«

»Dann kann es das sein.« Sie war schon aufgestanden. »Mich jedenfalls hält hier nichts mehr. Ich bin froh, wenn ich wieder in meiner Wohnung bin. Bis später dann.«

»Ja, bis später«, flüsterte Bull hinter seiner Frau her. Er stand nicht auf, sondern starrte zur Tür, die Ellie jetzt öffnete. Aber seine Frau ging nicht nach draußen, sondern zuckte zurück, als wäre sie geschlagen worden.

»Was hast du denn?«

Sie drehte sich wieder um. »Ich weiß nicht, was ich habe. Keine Ahnung. Aber mich hat etwas irritiert. Da ist was an meinem Kopf vorbeigeflogen, glaube ich.«

»Das habe ich nicht gesehen. Bestimmt kein Insekt und erst recht kein Vogel.«

»Das meine ich auch nicht.«

»Was denn, verflixt?«

Ellie stand da und hob die Schultern. »Das kann ich nicht genau sagen«, erklärte sie leise.

Terence stöhnte auf. »Ich weiß nicht, was mit dir los ist. Erst soll es hier nach Leichen riechen, dann willst du mir weismachen, daß etwas hier in die Bude geflogen ist. Ich glaube dir kein Wort. Das ist alles Schwachsinn.«

»Wenn du meinst.«

»Ja, was sonst?«
»Ich gehe dann.«
»Bitte.«
Sehr schnell verschwand Ellie Bull. Sie drehte sich nicht mehr um, so verärgert war sie. Zurück blieb ein Constabler, der nur den Kopf schüttelte. Er hatte eigentlich essen wollen, doch ihm war der Appetit gründlich vergangen. Er verstaute das Essen kurzerhand in seiner Schreibtischschublade.
Er hatte seinen ersten Hunger gestillt. Er würde sehen, wie es weiterging.
Obwohl er an die Worte seiner Frau nicht so recht glauben konnte, hatten sie ihn schon beunruhigt oder zumindest aus seiner Ruhe gebracht. Wenn er genauer darüber nachdachte, dann hatte Ellie recht.
Es gab ja die beiden Leichen im Anbau, dabei handelte es sich nicht um ein Kühlhaus. Die Verwesung schritt also voran. Das konnte man bereits riechen.
Ellie hatte eine sehr empfindliche Nase. Sie roch alles und mochte es auch nicht, wenn in der Wohnung ein anderer Geruch herrschte.
Deshalb standen überall diese Lufterfrischer, auf der Toilette sogar zwei.
Dann war da noch etwas.
Sie war beim Hinausgehen zusammengezuckt. Einfach so. Zudem hatte sie behauptet, daß etwas in das Büro eingedrungen war. Bull kam damit nicht zurecht. Beim besten Willen nicht.
Er stand auf. Das lange Sitzen hatte ihn steif gemacht. Mit müden Schritten ging er um seinen Schreibtisch herum und blieb erst an der Tür zum Flur hin stehen. Er wußte genau, was er wollte, aber er traute sich einfach nicht, sein Vorhaben schon jetzt in die Tat umzusetzen.
Bevor er die Tür öffnete, wollte er sich vergewissern.
Leichengeruch?
Nein! Oder?
Verdammt, die Unruhe in ihm wollte einfach nicht verschwinden.
Bull brauchte Klarheit, er brauchte Beweise.
Deshalb öffnete er auch die Tür und betrat den Gang…

***

Lalibelas Geist war unterwegs. Oder eine gazehafte Erinnerung an ihn. Das Wesen war gestaltlos, es schwamm durch die Luft. Ohne Körper! Es spürte keinen Widerstand, und es brauchte selbst auch einen Widerstand nicht zu fürchten, denn dank seiner neuen Existenz war es in der Lage, überall einzudringen.
Früher einmal war es ein Teil des großen Königs gewesen. Es hatte sich in seinem Blut aufgehalten. Es hatte viel erfahren, war prall

gefüllt mit Informationen und hatte sich einen Menschen als Gastkörper ausgesucht. Es wußte, daß es noch einige Menschen gab, in denen ein Teil des Königs wirksam war.

Die Gruppe gehorchte ihm. Sie wollte die alte Herrschaft wieder errichten. Das war ungemein nobel, und er freute sich darüber. Er hatte in seiner Zeit viel kennengelernt. Das Wissen war gespeichert, und er dachte daran, daß es ihm vergönnt gewesen war, viel, sehr viel zu sehen. Mehr als den meisten Menschen. Aber er hatte nicht nur optisch gesehen, sondern auch mit seinem Geist, und er hatte wirklich eine Menge in Erfahrung bringen können.

Über andere Welten, über Dinge, von denen kaum jemand etwas wußte. Über Magie, zum Beispiel…

Er war auf dem Weg.

Er hatte ein Ziel.

Er suchte einen neuen Körper, den er wieder durch seinen Geist beseelen konnte.

Den gab es.

Nicht im Arztzimmer.

Woanders, aber in der Nähe.

Und dort mußte er hin…

***

Terence Bull hatte die Tür endlich geöffnet. Sogar eine gewisse Überwindung war da vonnöten gewesen, aber schließlich hatte er es hinter sich gebracht.

Der Gang lag vor ihm.

Er war ihm vertraut. Jeder Zentimeter des Bodens, jedes kleine Stück Wand und auch jeder Schmutzfleck. Nichts lief mehr aus dem Rahmen, alles war okay, war wie immer.

Auch die Zellen, wo sich nichts verändert hatte. Es gab einfach keine Veränderung, und es schlief dort auch niemand seinen Rausch aus. Alles war bestens.

Wirklich alles?

Er schluckte. Sein Speichel schmeckte bitter. Er war nervös. Die Worte seiner Frau brannten in ihm wie heiße Nadelstiche. Bull wußte, daß nicht mehr alles so super war wie sonst. Es hatte sich etwas verändert, und auch er veränderte sich, denn er ging nicht normal, sondern mit vorsichtigen Schritten. Wie jemand, der möglichst keine Geräusche verursachen wollte. Der Constabler schielte nach allen Seiten.

An den Wänden hatte sich nichts verändert. Es war alles wie immer. So schrecklich normal.

Gut so…

Und trotzdem wollte er sich nicht beruhigen. Ich bin der Mann, der

durch Watte geht, dachte er. Ja, ich bewege mich tatsächlich wie durch eine Watte.

Bis zum Anbau war es nicht weit. Heute kam es ihm noch kürzer vor. Er hatte es sich länger gewünscht, und wieder blieb er vor einer Tür stehen.

Der Leichengeruch fiel ihm ein.

Roch es nun nach Verwesung oder nicht?

Bull konnte sich nicht entscheiden, aber in der Luft schwebte schon etwas, das war ihm klar. Aber ob es der Gestank von verwesenden Leichen war, konnte er nicht sagen. Ihm fehlte einfach die Erfahrung. Bull war keiner, der sich freiwillig auf einem Friedhof oder im Leichenschauhaus herumtrieb, um sich mit den dort herrschenden Gerüchen anzufreunden. Alles war möglich, aber er konnte es sich nicht vorstellen.

Zurückgehen und alles auf sich beruhen lassen oder nachschauen?

Er wußte, daß die beiden Sinclairs dort lagen. Ihr Anblick würde für ihn kein Schock mehr sein, davon war er überzeugt. Auch wenn er sich noch immer nicht vorstellen konnte, daß gerade dieses agile Ehepaar nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Also öffnete er die Tür.

Natürlich auch langsam. Das Quietschen der Angeln durchbrach die Stille.

Für einen Moment kam ihm der Gedanke, daß die beiden Leichen das Geräusch abgegeben haben könnten. Dann versuchte er, über sich selbst zu lachen. Tote waren tot. Sie würden keine Geräusche mehr von sich geben. Das hier war ja kein Film, er erlebte die Realität.

Obwohl, das wußte Bull, sich der Sohn des toten Ehepaars mit Fällen beschäftigte, über die ein normaler Mensch nur den Kopf schütteln konnte.

Dieser Sinclair glaubte sogar an lebende Leichen, die man Zombies nannte. Daß sich aber seine eigenen toten Eltern in derartige Geschöpfe verwandeln könnten, daran würde er bestimmt nicht glauben. Das war einfach zuviel.

Terence Bull war auf der Schwelle stehengeblieben. Den Türgriff hielt er noch fest, und er schaute dabei in eine gräuliche Dunkelheit hinein.

Es fiel Licht in den Raum, aber es war zuwenig. Somit überwogen die Schatten.

Bull sah sie überall. Auf dem Boden, in den Ecken, sogar an den Wänden strichen sie entlang, als bestünden sie dort aus langen und zugleich dicken Fingern.

Die beiden Leichen lagen in der Mitte.

Er sah sie, wenn auch nicht deutlich. Sie waren aufgebahrt. Im dunklen Grau der Umgebung schimmerten ihre Gesichter wächsern.

Auch darüber verteilten sich Schatten, ohne allerdings die andere

Farbe richtig vertreiben zu können.

Terence schüttelte sich. Ihm war kalt und warm zugleich. Der Schweiß hatte sich in seinen Achselhöhlen gesammelt und die Haare dort klebrig werden lassen. Er bewegte heftig seinen Mund, ohne allerdings etwas zu essen oder zu schlucken. Er war »nur« nervös.

Licht gab es auch.

Noch hatte er seine Hand nicht in Richtung Schalter bewegt. Er ließ sie auch noch in den folgenden Sekunden unten. Schließlich aber hob er sie an. Der Arm schien mit einer schweren Masse gefüllt zu sein. Er spürte jeden Muskel, aber er machte weiter, fand den Schalter und legte ihn um.

Selbst das leise Klicken erschreckte ihn dabei, und der Constabler zuckte zusammen.

Das Deckenlicht fiel auf die beiden Toten.

Es malte sie so grausam an. Es leuchtete die Menschen aus, als sollte dem Beobachter jede Einzelheit präsentiert werden. Wieder hatte er den Eindruck, als schliefen die beiden, aber das stimmte nicht. Sie waren tot, und sie waren auf eine verdammt miese Art und Weise ums Leben gekommen.

Die Wunden waren nicht zu sehen. Planen verdeckten sie. Doch einige eingetrocknete Blutflecken zeichneten sich in den beiden wächsernen Gesichtern ab.

Terence Bull wollte zwar nicht unbedingt näher an das Ziel heran, aber da war auch eine Kraft oder ein Drang in ihm, der ihn nach vorn zu schieben schien.

Diesmal reagierte er wie seine Frau bei ihrem Besuch. Er fing an zu schnuppern.

Einige Male saugte er die Luft ein. Sie war nicht gut, das stimmte schon, aber sie roch nicht nach Verwesung. Nicht süßlich oder stinkend, eher muffig. Als ob der Raum lange nicht gelüftet worden war.

Während Bull mit staksigen Schritten auf die Toten zuging, spielten sich wilde Szenen in seiner Phantasie ab. Er ärgerte sich darüber, daß sie ihm gerade jetzt in den Sinn kamen. Das lag wohl an der Umgebung und war auch nicht so rasch zu ändern.

Die Bilder glichen einem Mosaik des Schreckens. Er sah die Frau und den Mann, wie sie ihre Laken von sich wegstießen und dann ihre durch Wunden gezeichneten Körper in die Höhe drücken.

Einen Moment später wälzten sie sich von der Liege.

Dabei hatten sie ihm ihre Gesichter zugewandt. Wachsbleiche, glatte Fratzen mit geöffneten Augen, in denen das fahle Licht einer anderen Welt glomm. Arme und Hände streckten sich ihm entgegen. Eine graue Haut wuchs an den Gliedern entlang, rissig und von bläulichen Adern durchzogen, in denen aber kein Blut mehr floß.

Der Constabler blieb stehen. Dabei wischte er durch sein Gesicht, um diese schrecklichen Bilder zu vertreiben. Er schaute wieder hin – und es war alles normal.

Weder die Frau noch der Mann hatten sich erhoben. Sie lagen weiterhin auf dem Rücken. Wären sie noch am Leben gewesen, dann hätten sie auch zur Decke starren können.

Geschlossene Augen. Bull lächelte. Gut war das, sehr gut. So mußte es auch sein und…

Plötzlich riß etwas in ihm.

Ja, er hatte tatsächlich den Eindruck, als wäre in seinem Kopf und direkt hinter der Stirn etwas zerrissen worden. Ihn durchfuhr kein Schmerz, er konnte das Gefühl überhaupt nicht beschreiben, aber es war da. Vielleicht war es auch das Entsetzen, das sich darin so ausdrückte.

Es war etwas geschehen.

Nicht mit beiden Toten, nur mit einer Leiche, und zwar mit der männlichen.

Terence Bull tat nichts. Er blieb einfach nur stehen. Er versuchte auch, seine Gedanken auszuschalten, um sie dann auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren.

»Ich habe sie gesehen«, flüsterte der Constabler vor sich hin. »Ich habe beide gesehen. Den Mann und die Frau. Und ich weiß auch, wie sie ausgesehen haben…« Seine Worte versickerten, denn jetzt hatte er wieder in das Gesicht der männlichen Leiche geschaut. Realität und Erinnerung hielten sich bei ihm die Waage. Auf einmal wußte er Bescheid. Nicht nur das. Der Mann war sich hundertprozentig sicher.

Horace F. Sinclair hatte vor kurzem noch mit geschlossenen Augen auf dem Rücken gelegen.

Das war jetzt vorbei.

Seine Augen standen offen!

***

Der Constabler wußte nicht, was er sagen oder wie er reagieren sollte. Er stand auf der Stelle und glotzte nach unten. Er sah das Gesicht, aber die Züge oder Umrisse waren für ihn nicht mehr klar zu erkennen. Sie verschwammen, als liefen Tränen aus seinen Augen hervor.

Kein Irrtum. Leider keine Täuschung. Die Augen des toten Horace F. Sinclair standen weit auf. Im Gegensatz zu denen seiner Frau. Sie lag mit noch geschlossenen Augen neben ihm. Bewegungslos, wie es sich eben für eine Tote gehörte.

Er verzog die Lippen. Der Schweiß brach ihm jetzt stärker aus. Eigentlich hätte ich schreiend wegrennen sollen, dachte er. Aber ich tue es nicht. Ich bleibe hier stehen und starre in das Gesicht des toten

Mannes. Ich kann meinen Blick einfach nicht von den Augen lösen. Es ist grauenhaft. Ich bin wie festgeleimt.

Er hatte die Zeit vergessen. Deshalb wußte er auch nicht, wie lange er auf der Stelle stand. Aber er beschäftigte sich nicht nur mit den Augen, gegen die er in der Realität schaute, er dachte auch an die Zeit, als Horace F. Sinclair noch unter den Lebenden geweilt hatte.

Wieso diese Erinnerungen plötzlich über ihn gekommen waren, wußte er selbst nicht. Da war etwas, das ihn verdammt störte, aber er kam nicht sofort darauf, um was es sich handelte.

Er hatte Mr. Sinclair gekannt. Zwar nicht so gut wie andere Bewohner aus Lauder, aber sie hatten gelegentlich miteinander gesprochen, und dabei hatten sich die beiden zwangsläufig angeschaut.

In die Augen gesehen.

Ich in Sinclairs, dachte er und grub dabei tiefer in seiner Erinnerung.

»Ja«, flüsterte er wieder. »Auch damals habe ich in seine Augen geschaut…« Bull mußte schlucken. Etwas war mit ihm. Er stöhnte auf. Seine Hand wanderte hoch zum Mund, um den Laut zu stoppen, was sie nicht mehr schaffte.

Jetzt war es ihm klar. Ihm war sogar alles klar, und das empfand er als erschreckend.

Die Augen des Toten hatten nicht mehr dieselbe Farbe wie zu Lebzeiten. Früher, zu Sinclairs Lebzeiten, da waren sie grau gewesen.

Vielleicht auch graublau. Jetzt nicht mehr, denn nun zeigten sie einen dunklen, beinahe öligen Ausdruck. Sie erinnerten ihn an zwei mit schmutzigem Wasser gefüllte Pfützen.

Terence Bull wußte nicht mehr, was er denken sollte oder was nicht. Sein Gehirnfluß war durch den Schock gestoppt worden. Er konnte und er wollte auch nicht mehr denken, aber die Tatsachen blieben. Die Augen hatten eine andere Farbe bekommen.

Etwas zischte durch den Raum. Es war kein Ventil geöffnet worden. Der Constabler merkte, daß es sein eigenes Atemgeräusch war, das ihn gestört hatte.

Himmel, wie war das möglich?

Bull wunderte sich, daß er noch immer neben dem Toten stand. Er dachte an seine Phantasien, wie sich die beiden Leichen von ihren Unterlagen gewälzt hatten, um als Zombies durch die Gegend zu laufen und sich vielleicht an den Menschen zu vergehen.

Nein, das war nicht eingetreten. Es hatte sich nur die Farbe der Augen verändert.

Ein Beginn? Sollte das der Anfang zur Umwandlung in einen Zombie gewesen sein?

Eine Erklärung fand er nicht. Es war alles möglich. Zumindest in seiner Phantasie. Mit solchen Phänomenen hatte er natürlich wenig

Erfahrung. Der Sohn der Toten kam damit viel besser zurecht, ebenfalls dessen Freund und Kollege Suko, der nun unbedingt informiert werden mußte.

Das hier war zuviel für einen einfachen Constabler. Hier spielten Dinge eine Rolle, die er nicht mehr überblicken konnte. Und irgendwann würde auch er in diesen verdammten Kreislauf mit hineingezogen werden, davon ging er aus.

Nichts, gar nichts, sollte ihn hier noch länger halten. Er mußte so schnell wie möglich diesen verdammten Totenraum verlassen, zum Telefon gehen und Suko anrufen.

Er drehte sich um. Dabei schwankte er und hatte das Gefühl, fallen zu müssen.

Mit einem unsicheren Schritt trat er über die Schwelle. Und diese Unsicherheit hörte auch nicht auf, als er wie ein Betrunkener durch den Gang in Richtung Büro wankte…

***

Suko war in seinen Leihwagen gestiegen und hatte die kurze Strecke rasch zurückgelegt. Er parkte vor der kleinen Polizeistation, stieg aus, ging aber noch nicht auf den Bau mit dem rötlichbraunen Außenklinker zu, sondern blieb davor stehen und tastete mit seinen Blicken die Fassade ab.

Nein, hier hatte sich nichts verändert. Er sah auch hinter den Fensterscheiben nichts. Es herrschte eine normale Atmosphäre. Dennoch wurde er das dumpfe, unangenehme Gefühl nicht los. Er konnte sich vorstellen, daß er eine böse Überraschung erlebte.

Mit schnellen Schritten eilte er auf den Eingang zu. Es war windiger geworden. In seiner Nähe wurde Papier und dunkelbraunes Laub vom vergangenen Herbst vorbeigetrieben. Suko mußte an seinen Freund John denken, der sich in Äthiopien herumtrieb, wo die klimatischen Verhältnisse entgegengesetzt zu denen hier waren.

Wenig später hatte Suko die Tür zum Büro des Constablers geöffnet – und er sah einen gebückt am Schreibtisch stehenden Mann, der einen Telefonhörer festhielt, sich aber umdrehte und die Gesichtsfarbe wechselte. Er wurde bleich, als hätte er etwas Schreckliches gesehen.

»Sie…?« Der Hörer rutschte ihm aus der Hand. Mit einem lauten Geräusch polterte er auf den Schreibtisch.

»Ja, wieso?«

Bull lachte stotternd. »Ich – verflixt, ich habe Sie gerade anrufen wollen.«

»Wie schön. Den Anruf können Sie sich jetzt sparen. Ich bin hier.«

Suko schloß die Tür hinter sich. Er richtete seinen Blick auf den Mann und brauchte nicht erst lange zu raten, daß bei Terence Bull etwas schiefgelaufen war. Natürlich dachte er an den Geist des

Lalibela. Nur behielt er den Gedanken für sich.

»Sie sehen nicht so normal aus, wie ich Sie in Erinnerung habe«, stellte der Inspektor fest. »Was ist geschehen?«

»Eine Menge.«

»Ich kann hier keine Veränderung feststellen.«

Bull schüttelte den Kopf. »Nicht hier, Sir, beileibe nicht hier, sondern drüben.«

»Bei den Toten?«

»Ja.«

»Und? Reden Sie, Mr. Bull!«

»Nein, Inspektor, nein. Ich werde nicht reden, noch nicht. Aber ich will Sie als Zeugen haben. Dafür, daß ich mir hier nichts einbilde. Sie kennen die Sinclairs ja besser als ich.«

»Ja, kommen Sie mit.« Suko war schon auf dem Weg in den Anbau. Der Constabler ging hinter ihm her. Zum Glück konnte er die Gedanken des Inspektors nicht lesen. Die kreisten um ein furchtbares Phänomen.

Er hoffte, daß sich John Sinclairs Eltern nicht in lebende Leichen, in Zombies, verwandelt hatten.

Vor der zweiten Tür blieb Suko für einen Moment stehen. Er hörte hinter sich den heftigen Atem des Constablers und dann seine geflüsterten Worte. »Ich habe das Licht brennen lassen. Das ist besser so. Dann werden Sie gleich den ersten Eindruck erleben.«

Suko drehte sich um. »Okay, Mr. Bull. Jetzt sagen Sie mir bitte nur noch, was mit diesen Toten geschehen ist. Sie sind doch noch tot – oder?«

»Ja. Die Leichen liegen noch am selben Ort«, gab der wachsgesichtige Constabler zu.

»Das ist immerhin etwas. Danke.« Suko machte nicht viel Federlesen. Er zerrte die Tür mit einem heftigen Ruck auf, blickte in die Helligkeit hinein – und sah die beiden starren Körper in der Mitte des Raumes aufgebahrt liegen. Er wollte schon fragen, was Bull so entsetzt hatte, ließ es dann bleiben, weil er sich selbst einen Eindruck verschaffen mußte.

Nicht schnell, sondern normal näherte er sich dem toten Ehepaar, das so friedlich nebeneinander lag.

Horace F. Sinclair lag der Tür am nächsten. Suko war schnell bei ihm und schaute auf ihn nieder.

»Die Augen, Sir…«

Der Inspektor nickte. Er hatte es im selben Augenblick gesehen. Es hätte dieser Erklärung nicht bedurft. Auch er spürte den Stich, der quer durch seine Brust lief, als sollte er diagonal getrennt werden. Es war nicht zu fassen. Die Farbe der Augen hatte sich verändert. Als lebender Mensch war die Farbe graublau gewesen, ähnlich wie die

seines Sohnes.

Nun nicht mehr.

Jetzt sah sie ganz anders aus. Braun. Wie Altöl, das jemand in die Pupillen geträufelt hatte. Aber sie waren jetzt auch starr. Es gab kein Leben mehr in ihnen. Diese Augen würden weder lachen noch Trauer zeigen können. Sie waren einfach nur vorhanden, mehr nicht.

Und sie hatten ihre Farbe gewechselt.

Suko trat wieder zurück und wandte sich an den Constabler.

»Wann haben Sie es gesehen?«

»Das war vor kurzem, wirklich. Es liegt nicht lange zurück, Sir. Vor einer Viertelstunde vielleicht. Ich habe leider nicht mehr auf die Uhr geschaut.«

»Und Ihnen ist zuvor nichts aufgefallen?«

»Nein.«

»Hat jemand den Raum hier betreten?«

Bull schüttelte den Kopf. »Das hätte ich sehen müssen. Ich war immer im Büro.«

Suko war nicht überzeugt worden. Er hakte noch einmal nach. »Es gab also nichts Außergewöhnliches oder Ungewöhnliches in der letzten Zeit?« Doch, es mußte etwas gegeben haben, denn der Constabler senkte seinen Blick. »Bitte, reden Sie!«

»Das hängt aber nicht mit mir zusammen.«

»Egal.«

»Es war meine Frau.«

»Was sagen Sie da?«

»Ja, meine Frau. Sie hat mir das Essen gebracht.« In der folgenden Minute hörte sich Suko an, was da passiert war. So erfuhr er nicht nur etwas über ihr absonderliches Geruchsempfinden, er war plötzlich ganz Ohr, als der Constabler über die Reaktion seiner Frau an der Tür berichtete.

»Darauf möchte ich noch einmal zurückkommen«, erklärte er.

»Dieses seltsame Verhalten an der Tür…«

»Das war nichts.«

»Abwarten, Mr. Bull. Seien Sie nicht so voreilig. Ihre Frau hat sich bestimmt nicht grundlos erschreckt.«

»Doch, hat sie.« Er nickte. »Ich habe nichts gesehen. Es ist nichts in das Büro eingedrungen. Nicht mal ein Insekt. Ich hätte selbst die Mücke gesehen.«

»Das hat es ja nicht unbedingt zu sein brauchen«, sagte Suko.

»Was dann?«

Er hätte es Terence Bull sagen können, aber er schwieg. Es war wirklich besser, denn der Mann hätte nichts begriffen und ihm wohl auch nichts geglaubt. Suko allerdings war davon überzeugt, genau das Richtige getan zu haben, als er hergekommen war. Lalibelas Geist

hatte sich gelöst. Er war auf der Suche nach einem neuen Ziel gewesen und hatte es auch gefunden.

Aber weshalb in einen toten Körper?

Darauf konnte sich Suko keinen Reim machen. Das mußte zwar einen Grund haben, nur war dieser bestimmt so komplex, daß er nicht weiter darüber spekulieren konnte.

»Es ist ein Rätsel, und es wird wohl auch ein Rätsel bleiben«, murmelte Terence Bull.

»Das könnte zutreffen.«

»Warum sagen Sie denn *könnte*?« fragte der Constabler erstaunt.

»Glauben Sie nicht daran?«

»Nicht so ganz, Mr. Bull. Außerdem bin ich ein Mensch, der versucht, gewisse Rätsel zu lösen. Es gehört zu meinem Beruf. Ich werde mich auch um dieses Phänomen kümmern müssen.«

»Das glaube ich. Nur – wie wollen Sie das tun? Was haben Sie vor? Wie wollen Sie es angehen?«

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

Der Constabler schaute auf den Toten. »Sagen Sie mal ehrlich, Sir. Kann das eine gewisse Vorstufe zur Verwandlung in einen Zombie sein? Sie wissen ja, was ich meine.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso nur glauben?«

»Zumindest nicht die Verwandlung in einen Zombie, wie Sie ihn vielleicht aus irgendwelchen Horrorfilmen kennen.«

»Gibt es denn auch andere?«

»In gewisser Hinsicht ist jeder Schwarzblüter ein Zombie, weil er keine Seele mehr hat. Aber darüber zu reden und zu diskutieren, ist hier nicht der geeignete Ort.«

»Ja, das müssen Sie wissen, Sir, denn Sie sind der Fachmann. Ich fühle mich hier auch alles andere als wohl.«

»Sie können ruhig wieder zurück in Ihr Büro gehen.«

»Ach, Sie nicht? Bleiben Sie hier?«

Suko lächelte. »Ich möchte mich noch ein wenig genauer um Horace F. Sinclair kümmern.«

Der Constabler fragte nicht, wie das aussah, obwohl ihm die Neugierde anzusehen war. Er drehte sich um und verließ den für ihn unheimlichen Raum.

Suko blieb zurück. Auch er fühlte sich alles andere als wohl, denn er ging davon aus, daß man ihn raffiniert hintergangen hatte. Lalibelas Geist war ein Trickser, einer der nicht aufgab und immer neue Mittel und Wege fand, um seine Macht zu beweisen.

Wenn alles so stimmte, wie es Suko angenommen hatte, fragte er sich trotzdem, weshalb sich der Geist ausgerechnet den Körper eines Toten als Domizil ausgesucht hatte. Schließlich gab es genügend lebende

Menschen, in die er hätte hineingleiten können. Daß er in Horace F. Sinclair steckte, mußte einen besonderen Grund haben, und Suko ging davon aus, daß dieser Grund mit John Sinclair zusammenhing.

Aus Alischas knappen Berichten wußte er schließlich, was sich ungefähr in Äthiopien ereignet hatte. John hatte sich dort nicht eben als ein Freund des Königs Lalibela erwiesen. Er war in die Kirchen eingedrungen und hatte dort die Templer-Säule zerstört, die mit dem Blut des Verstorbenen gefüllt gewesen war. Ferner fragte er sich, ob so die Rache des Königs aussah.

Suko war wieder nahe an den toten Horace F. Sinclair herangetreten. Nichts hatte sich verändert. Starr lag der Körper auf der Bahre, ebenso wie der seiner Frau.

An Mary Sinclair trat Suko ebenfalls heran. Auch sie wurde von ihm untersucht. Er faßte sie an. Er fühlte auch der Temperatur ihrer Haut, und schließlich zog er auch die Augenlider zurück, um sich die Pupillen anschauen zu können.

Sie waren normal.

Blasse Kreis, ohne Ausdruck, auch anders wirkend als bei der lebenden Mary Sinclair, denn Suko kamen sie etwas verwässert vor, als wollten sie auseinanderlaufen.

Er schloß die Augen wieder. An Mary Sinclair hatte Lalibelas Geist kein Interesse gehabt. Für ihn war nur der Mann wichtig gewesen, und neben ihn stellte sich Suko wieder hin.

Hatte sich durch das Eindringen des Geistes sein Totsein verändert? Suko mußte selbst über den Vergleich schmunzeln, aber etwas anderes war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Er faßte ihn an, suchte nach irgendwelchen Lebenszeichen, aber da war nichts zu entdecken. Kein Herzschlag, kein Atem, keine Reflexe.

Die Haut war weicher geworden, wirkte aufgeschwemmt und hatte ihre Farbe verändert.

Er hatte wegen der Untersuchung die Decke anheben müssen und konnte auch die Wunden sehen, die von den verfluchten Messern verursacht worden waren.

Kleine Krater, an deren Seiten sich bräunliche Krusten gebildet hatten. Ähnliches entdeckte Suko auch in den Wunden.

Die Farbe der Haut erinnerte ihn schon an Teig. Es wurde Zeit, daß die beiden Leichen hier wegkamen. Der nächste Tag war am besten. Auch ohne Johns Einwilligung mußten die Leichen obduziert werden. Suko hoffte, daß er da im Sinne seines Freundes handelte.

Aber mit diesen Augen?

Immer wieder oder immer noch stolperte er über den veränderten Ausdruck. Er kam damit nicht zurecht, weil er sich auch keinen Grund dafür vorstellen konnte.

Irgend etwas stimmte da nicht. Es paßte nicht in sein Denkschema

hinein. Was hatte Lalibelas Geist damit bezweckt? Würde er das Gesicht auch so zerlaufen lassen wie das der Killerin Alischa?

Suko mußte damit rechnen. Aber er wollte noch etwas tun. Die Augen standen auch weiterhin hoffen. Es war für Suko einfach, die dunklen Pfützen zu berühren.

Sehr bald schon schwebte seine Hand über dem rechten Auge.

Dann knickte er seinen kleinen Finger ab und zielte mit ihm wie eine Lanze auf das Ziel.

Er brachte den Finger näher an die »Pfütze« heran. Kein Zucken, wie es bei einem normalen Auge der Fall gewesen wäre. Hier blieb alles gleich. Dann die Berührung. Kurz nur, aber Suko hatte genug erfahren. Sein Finger zuckte sogar zurück, denn er hatte am Nagel plötzlich den Widerstand gespürt.

Die Pupille war hart.

Wieder etwas Neues. Hart wie die Schale einer Nuß. Bei einem zweiten Versuch bemühte sich Suko, sie tiefer in die Höhle zu drücken, das gelang ihm jedoch nicht.

Er zog den Finger wieder zurück. Schüttelte den Kopf. War sich überhaupt nicht darüber im klaren, was mit Horace F. Sinclair geschehen war. Jetzt hätte er gern Johns Kreuz besessen, aber er wußte auch, daß es sein Freund sicherlich dringender brauchte.

Suko überlegte, ob er sein Messer ziehen und an den Augen kratzen sollte.

Nein, das war nicht gut. Er ließ die kleine Waffe stecken und versuchte es anders. Er sprach zunächst mit sich selbst, aber er meinte seinen Freund John.

»Ich hoffe, daß du mit diesem Experiment einverstanden bist«, sagte Suko leise. Er zog dabei seine Dämonenpeitsche hervor und schlug einen Kreis.

Die drei Riemen rutschten hervor. Sie schwangen über dem Boden, dann hob Suko die Peitsche an und hielt die Riemen mit der linken Hand fest. Wie immer fühlten sie sich ledrig, glatt und auch ein wenig ölig an, aber das kannte er.

Er wollte nicht mehr mit der Peitsche zuschlagen, sondern die drei zusammengelegten Riemen nur durch das Gesicht des Toten schleifen lassen. Es konnte durchaus sein, daß der Geist des Lalibela eine Reaktion zeigte. Möglicherweise eine zerstörerische, aber darauf hoffte er nicht.

Vorsichtig, nur nicht zittern. Sehr behutsam zu Werke gehend.

Daran dachte Suko, als er die drei Riemen über die Gesichtshaut gleiten ließ und darauf wartete, daß etwas geschah.

Von der Stirn abwärts zog er die Riemen der Dämonenpeitsche. Es passierte nichts.

Genau diese Tatsache sorgte bei Suko dafür, daß ihm ein Stein vom

Herzen fiel. Damit hatte er zwar keine Lösung gefunden, aber er war froh, den Toten nicht »beschädigt« zu haben, und auch Lalibelas Geist war von der Berührung nicht verändert worden.

Positiv und trotzdem rätselhaft, denn Suko war noch immer keinen Schritt vorangekommen. An Aufgabe dachte er nicht. Er mußte sehen, wie er weitermachte. Das lag durchaus nicht in seiner Verantwortung. Eher in der Lalibelas.

Er drehte sich wieder um. Die Peitsche steckte er weg. Er kam sich fehl am Platze vor. Hier herrschten andere Gesetze, aber dennoch mußte es einen Grund dafür geben, daß sich der Geist diesen toten Körper ausgesucht hatte.

Hieß der Grund John Sinclair?

Suko wußte es nicht, aber er konnte es sich durchaus vorstellen.

Letztendlich ging es nur um ihn allein, um keinen anderen sonst. Er merkte auch, wie er zitterte und wie ihm dabei das Blut in den Kopf stieg.

Selbst ein Mensch wie Suko verlor manchmal die Kontrolle. Die allerdings hatte er sehr bald wiedererlangt, nachdem er das Licht gelöscht und den Flur betreten hatte.

Tief atmete er durch.

Er wußte, daß sein Platz hier auf der Wache war. Nahe bei den Toten, damit er eine Veränderung so schnell wie möglich mitbekam.

Um die tote Alischa konnte er sich nicht kümmern. Er würde mit der Ärztin sprechen und sie bitten, die Tote noch über Nacht bei sich zu behalten. Außergewöhnliche Umstände erforderten eben außergewöhnliche Maßnahmen. Später würde dann die normale Polizeiarbeit beginnen.

Terence Bull stand am Fenster, als Suko eintrat. Er drehte sich um.

Auf seinem Gesicht zeichnete sich die Neugierde ab. »Nun, haben Sie was entdeckt?«

»Leider nein.«

Bull stieß enttäuscht die Luft aus. »Sie also auch nicht.«

»Es sieht ganz danach aus.«

»Was werden Sie jetzt unternehmen?«

Suko lächelte, denn die Frage des Constablers hatte sich schon ängstlich angehört. »Das will ich Ihnen gern sagen. Ich bleibe hier bei Ihnen, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Wie sollte ich? – Länger…?«

»Die Nacht über.«

»Gut.«

»Sie können übrigens gehen, wenn Sie wollen. Oder ihren Kollegen schicken.«

»Der ist nicht da. Aber schlafen kann ich nicht.«

»Dann warten wir eben gemeinsam.«

»Und worauf?« fragte Bull.
Suko hob die Schultern. »Darauf, daß etwas passiert, Constabler.«
»Hoffentlich nicht mit den Toten«, flüsterte der Mann.
Da war Suko anderer Meinung. Er behielt sie allerdings für sich, denn er wollte den guten Terence Bull nicht noch mehr verunsichern…

***

Ich war froh, als wir endlich die heiße Sonne verlassen hatten und durch die schmale Tür in das Haus hineingegangen waren, wo uns der Schatten empfing.
Es war ein kleines Haus, mehr eine Hütte, aber mein Begleiter kannte sich aus. »Hier finden wir alles, was wir brauchen«, hatte er mir gesagt. Ich hatte ihn sofort gefragt, was denn so wichtig war.
Da hatte er mich nur angeschaut und gelächelt. Seine Antwort war schlicht, aber treffend gewesen. »Wasser!«
Für einen Moment hatte ich nur dumm aus der Wäsche geschaut, dann jedoch herausgefunden, wie recht Mikail hatte, denn jetzt, wo es gesagt worden war, spürte ich auch meinen Durst. Und wie. Ich fühlte mich wie ausgetrocknet, als hätte sich mein Innerstes in eine Wüste verwandelt.
Ich hatte einen kleinen Hocker entdeckt, auf dem ich meinen Platz fand. Es tat gut, einfach nur zu sitzen, nicht mehr zu kämpfen, sich nicht verteidigen oder fliehen zu müssen. Einfach nur die Seele baumeln lassen und…
Nein, das war nicht möglich. Ich schaffte die innere Ruhe einfach nicht. Ich war viel zu aufgeregt, wenn ich an das vor uns liegende Ziel dachte.
Die Bundeslade – die echte Lade.
Mittlerweile hatte ich soviel Vertrauen zu Mikail gefaßt, daß ich einfach davon ausging, nicht mehr reingelegt zu werden. Mochte es auch noch so viele Laden oder Heiligtümer geben, eine von ihnen war die echte, und die hatte jemand gut versteckt.
Im Hintergrund bewegte sich Mikail. Ich hörte den Stoff seines Umhangs rascheln und vernahm auch das Plätschern von Wasser.
Ob er es aus einem Brunnen holte oder ob es hier aus der Wand floß, das war für mich nicht zu sehen. Es zählte einfach nur, daß ich endlich etwas zu trinken bekam.
Mikail drehte sich um, und ich sah, wie er mit beiden Händen einen henkellosen Krug festhielt. Ich stand nicht auf, als ich ihm die Hände entgegenstreckte. Er drückte mir den Krug zwischen die Handflächen und nickte. »Es wird dir guttun, John. Leere den Krug bis zum Grund, aber zähme deine Gier. Du mußt langsam trinken.«
»Darauf kannst du dich verlassen«, erklärte ich mit kratziger Stimme. Noch immer kam mir die Kehle wie staubverkrustet vor.

Mikail ließ mich allein. Er baute sich vor der schmalen Tür auf und schaute nach draußen, wo es nicht still war, denn die Geräusche der fernen Prozession drangen sogar durch die Mauern.

Darum kümmerte ich mich nicht. Für mich zählte einzig und allein das Wasser. Ich trank es in kleinen Schlucken, so wie mir mein Freund es geraten hatte.

Es war ein Labsal. Es war köstlich. Einfach unbeschreiblich. Dieser kühle Strom, der ein wenig erdig oder lehmig schmeckte, rann durch die Kehle in den Magen. Ich trank, bis der Krug leer war, stellte ihn dann ab und war bis in die letzte Körperzelle erfrischt.

Mikail hatte das Geräusch gehört. Er drehte sich um. »Nun, hat es dir gemundet?«

Ich nickte nur, denn reden konnte ich nicht. Erst nach einer Weile sprach ich davon, wie erfrischend Wasser doch sein konnte, und ich stimmte Mikail zu, als er meinte, daß es nichts Wertvolleres auf dieser Erde gab. Danach kehrte ich wieder zurück in meine Realität.

»Ja, aber ich muß weiter«, sagte ich.

»Keine Sorge, es wird alles so laufen, wie du dir es wünscht, John.«

Seine Ruhe übertrug sich auch auf mich. Das Wasser hatte mir ebenfalls gutgetan. Ich schaute für einen Moment ins Leere und versuchte zu entspannen. Dennoch blieb ein Teil der Sorge zurück, und ich fragte mit leiser Stimme: »Wirst du tatsächlich bei mir bleiben?«

Mikail konnte sich nicht bremsen. »Ich habe deine Sorge herausgehört. Keine Angst, ich werde an deiner Seite sein. Allein bist du sowieso verloren. Ich hatte es dir versprochen, und dabei bleibt es.«

Es tat mir gut, dies zu hören. Mit einer normalen Bewegung stand ich auf. »Wie weit ist es bis zum Ziel?«

Mikail schickte mir wieder sein Lachen entgegen. »Du mußt dich zügeln, John. Vergiß nicht, wo wir uns befinden. Hier ist Afrika und nicht Europa. Hier haben die Menschen Zeit, viel Zeit. Es geht nicht so schnell und hektisch zu wie bei euch. Wir brauchen eine gewisse Ruhe, und die werden wir auch einhalten müssen.« Er kam näher und löste sich somit aus dem Schatten. Allmählich sah ich sein Gesicht. »Du hast es wirklich zu eilig, mein Freund.«

»Das mag sein. Aber ich habe schon einiges hinter mir. Es war eine wundersame Reise.« Meine Stimme hatte ein wenig spöttisch geklungen.

»Dennoch mußt du Geduld haben.« Er holte tief Atem. Auf seinen Zügen malte sich leichte Besorgnis ab. »Wir beide müssen einfach Geduld haben. Es ist sehr, sehr schwer. Viele«, er hob die gespreizten Hände an, »zu viele haben es schon versucht.«

»Du meinst das Auffinden der Lade?«

»Was sonst?«
»Und wer hat gewonnen?«
»Niemand.«
Das Wort enttäuschte mich. Mikail sah es mir wohl an. Er schwächte seine Antwort ab. »Zumindest kenne ich niemanden, der es geschafft hätte.«
Das hörte sich nicht gut an. Ich wollte nicht behaupten, daß mein Optimismus verflogen war, aber er hatte schon einen Dämpfer bekommen. Klar, es half nicht, wenn ich so naiv war zu glauben, daß die Bundeslade nur auf mich gewartet hätte, um entdeckt zu werden. Nein, das auf keinen Fall. Da gab es immer wieder Fallstricke und Fallgruben, die den Weg zu ihr so beschwerlich machten. Mikail sagte nichts. Er wartete darauf, daß ich ihm die nächste Frage stellte, was ich auch tat. »Aber das Ziel liegt hier in der Stadt – oder?«
Wieder erhielt ich keine konkrete Antwort. »Wir werden sehen. Außerdem müssen wir die Dämmerung abwarten. Hinzu kommt das Timkat-Fest. Es bringt immer wieder Fremde in die Stadt. Man muß sich dabei vorsehen. Auch die Truppen der Regierung halten die Augen offen. Es gibt zu viele Rebellen, vor denen sich die Machthaber fürchten. Natürlich wäre es ihnen am liebsten, wenn sie die Lade in ihre Hände bekämen. Auch sie wissen von der Macht dieses Palladiums.«
»Was kommt denn jetzt schon wieder?«
»Wundere dich nicht, wenn du mehrere Laden siehst.«
»Alles Nachbildungen?«
»Ja. Man wollte auf Nummer Sicher gehen. Die Laden sind nachgebildet. Du mußt auch daran denken, daß sie nicht mehr als ein Symbol ist. Ein Symbol für das Volk, für die Armen. Sie glauben an die Lade. Es ist für sie die Erlösung.«
»Das hört sich nicht eben optimistisch an.«
»Es ist normal. Aber du kannst mir vertrauen. Du hast auch Angares vertraut.«
»In der Tat. Nur hätte ich von ihm gern mehr erfahren. Leider wurde er erschossen.«
»Es ist ein Beweis meiner Worte von vorhin. Die Feinde sind uns auf der Spur. Sie besitzen Geld. Wer sie unterstützt, weiß ich nicht, aber sie beanspruchen die Lade für sich. Gefährliche Rebellen, die alles niedermachen, was sich ihnen in den Weg stellt. Aber darüber sollten wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Wir werden das Haus verlassen und uns auf den Weg machen.«
Er stand so nah, daß ich in seine Augen schauen konnte. Ich versuchte, in ihnen zu lesen und entdeckte in seinem Blick, daß er keine Furcht hatte. Er sah hoffnungsfroh aus. Ich konnte ihm vertrauen, aber ich wunderte mich darüber, daß er mir so viel

Vertrauen entgegenbrachte. Lag es nur daran, daß ich das Schwert des Salomo trug?

Er schien meine Gedanken erraten zu haben. Noch bevor er zur Tür ging, sprach er mich an. »Bitte«, sagte er, »es ist nicht gut, wenn du dir zu viele Gedanken machst.«

Ich hob die Schultern. »Sicherlich hast du recht. Ich bin allerdings selten einem Menschen begegnet, der mir einen so großen Vertrauensvorschuß geschenkt hat. Liegt das nur an meinem Schwert?«

»Auch«, sagte er.

»Woran noch?«

»Warum bist du so mißtrauisch, John? Ich verstehe dich nicht. Spricht aus dir die Erfahrung?«

»Auch das. Und der andere Kulturkreis, möglicherweise. Die andere Gesellschaft, wo der eine des nächsten Teufel ist.« Ich winkte ab. »Es ist müßig, darüber noch länger zu sprechen, das wird nichts bringen.«

»Bei dir vielleicht. Bei uns ist es anders. Entweder mag ich einen Menschen, oder ich mag ihn nicht. Alles andere können wir vergessen.«

»Du hast recht.«

»Hier immer«, sagte er leise und schob sich an mir vorbei auf die schmale Tür zu, wo er stehenblieb und nach draußen schaute. Ich wartete noch und schaute auf seinen Rücken. Mikail war ein hochgewachsener Mann. Im Rechteck der Tür mußte er schon gebückt stehen, um die nahe Umgebung des Hauses beobachten zu können.

Schließlich winkte er mir zu, ohne sich dabei umzudrehen.

Kurz nach ihm verließ auch ich das Haus und damit die Kühle der Mauern. Ich wurde eingefangen von einer Glocke aus Staub und Wärme. Der Staub lag wie ein dünner Schleier in der Luft, den die Sonnenstrahlen glitzern ließen. Das Fest war in vollem Gange. Die Besucher und Mitwirkenden sahen wir nicht, aber wir hörten sie.

Der Gesang und die Musik wehten durch die Gassen in unsere Ohren.

Mikail gab mir noch Informationen zur Prozession und zur Geschichte. »Haben sie Ziele?« unterbrach ich ihn. »Auch. Sie gehen zu den heiligen Stätten.«

»Den Kirchen?«

»Ja.«

»Dann ist es auch möglich, daß wir die Lade, die echte, in einer Kirche finden werden.«

Mikail gab mir darauf keine Antwort. Aber er drehte den Kopf und schaute mich an. Ich konnte in seinen Augen lesen, daß ich mit meiner Vermutung nicht so falsch lag. »Stimmt es?«

»Ja und nein«, gab er zu. »Mit der Kirche hast du nicht ganz unrecht. Es wurde ein Sanktorium gebaut.«

»Und was ist mit der Kirche?«

»Die Marienkirche?«

»Oh«, murmelte ich. »Bin ich da einen Schritt weitergekommen?«

»Einen großen sogar«, gab er zu. »Wir werden zu dieser Kirche hingehen. Oder zu der Anlage. Du wirst Dinge zu sehen bekommen, die dir fremd erscheinen mögen, aber laß dich nicht beirren. Bleib an meiner Seite, was immer auch passieren mag.«

»Das hätte ich sowieso getan.«

»Und denke immer an die Feinde, deren Augen überall sind.« Mikail wollte nichts mehr sagen und den Worten endlich Taten folgen lassen. Deshalb machten wir uns auf den Weg. Meine Hoffnung war durch seine letzten Worte wieder ein wenig gedämpft worden, aber das innere Fieber war schon geblieben.

Ich fühlte mich aufgeputscht, erregt. Es war der Name der Marienkirche gefallen. Ein weiterer Meilenstein auf dem Weg zur Lade.

Daß ich sie in der Kirche sehen würde, daran konnte ich nicht glauben, aber sie war sicherlich nicht weit entfernt.

Schon jetzt malte ich mir aus, wo sie liegen könnte. Irgendwo in der Einsamkeit verborgen. In einer Höhle, in einem Loch. Tief versteckt in einem Stollen. Möglicherweise. Daran mußte ich immer denken, aber ich wollte es im Prinzip nicht. Ich mußte meinen Kopf für die wesentlichen Dinge freihaben.

Der Mann neben mir sagte nichts mehr. Er ging wie ein König.

Aufrecht. Ein Mann, der genau wußte, was er wert war. Er ließ sich so leicht nicht beirren. Irgendwie war er auch zu bewundern. Er ruhte in sich selbst, obwohl er doch jemand war, der möglicherweise mehr wußte als alle Forscher zusammen.

Mikail hatte von der Dämmerung gesprochen. Sie würde kommen, das war sicher, und als ich einen Blick zum Himmel warf, da war zu sehen, daß sich die Sonne allmählich verabschiedete. Sie hatte eine andere Farbe bekommen. Ich hatte sie gerade noch als heißen, grellen Ball erlebt. Das war sie jetzt nicht mehr. Ihre Farbe sah jetzt satter aus.

Die stauberfüllte Luft roch anders. Für mich fremde Gerüche durchwehten sie. Nicht nur der Weihrauch fiel mir auf, auch andere Düfte, die ich noch nie im Leben gerochen hatte. Und wir bewegten uns auch dorthin, wo die Stimmen und die Musik lauter waren und sich die Gerüche verstärkten.

Es war eine andere Welt. Mir kam sie so künstlich vor, als läge sie direkt neben der wirklichen, die wir für eine Weile verlassen hatten.

Es gab kein Pflaster auf dieser Straße. Nur Staub, der, wenn es mal regnete, zu einer wahren Schlammwüste werden würde. Davon war nichts zu sehen. Der Himmel zeigte sich als eine wolkenlose Fläche

von einem sehr hellen Blau.

Wir erreichten eine Gegend, in der die Häuser nicht mehr so dicht standen. Breite Straßen oder Wege herrschten hier vor. Hin und wieder sahen wir auch ein Auto. Zumindest malte es sich als Schatten in der Staubwolke ab. Oft genug waren die Autos mit Soldaten besetzt, die durch die Stadt patrouillierten. Sicherheit ging hier über alles, aber das Militär brauchte noch nicht eingreifen. Es wurde nicht geschossen, zumindest hörten wir nichts.

Trotz meines Umhangs würde ich auffallen, das war uns beiden klar. Deshalb hielten wir uns auch von den Soldaten fern. Einer Überprüfung würde ich kaum standhalten. Aber wir gingen in die Richtung, in die auch die meisten Wagen fuhren.

An einer Kreuzung blieben wir stehen. Dort standen wir nicht allein. Auch andere Menschen hatten sich eingefunden. Es waren diejenigen, die sich die Prozession anschauen wollten. Der lange Wurm bewegte sich von der linken Seite her kommend auf uns zu. Wir hörten die Musik, die für mich fremden Klänge, wir hörten die Gebete und den Gesang.

Es verquirlte zu einem Mischmasch, der für Einheimische normal sein möchte, für mich weniger, denn ich fühlte mich wie eingelullt.

Es fiel mir schwer, mich auf meine Umgebung zu konzentrieren und die Gedanken beisammenzuhalten. Es war einfach nicht leicht, sich diesem schon exotischen Zauber zu entziehen.

Flötenspieler bildeten die Spitze der Prozession. Sie gingen, sie spielten, und sie tanzten dabei. Zumindest kamen mir ihre Bewegungen so tänzerisch leicht vor. Sie wiegten ihre Oberkörper im Rhythmus der Klänge, sie schlurften dabei über den Boden, und ihre Füße wirbelten den Staub auf, der sie als Wolken begleitete.

Andere Männer folgten ihnen. Sie trugen Regenschirme, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Eingehüllt waren sie in für mich dicke Stoffgewänder, bei deren Anblick ich schon schwitzte.

Auf ihren Köpfen trugen sie für mich fremde Bedeckungen. Turbanähnliche Hüte oder Mützen, aber auch die viereckigen Tabots, die mich an türkische Feze erinnerten.

Sie waren den Priestern und höheren Diakonen vorbehalten, die in Dreier oder Vierergruppen nebeneinander hergingen, sangen, beteten, aber jegliche Hektik vermissen ließen.

Dafür waren dann die Tänzer zuständig. Sie bewegten sich nach den Klängen der Musik. Ihr Rhythmus war immer der gleiche. Sie kamen mir vor, als wären sie in Trance, und ich hörte auch das hohe Klingen der Schellen.

Ein heller, wunderbar feiner Glockenklang war zu hören, und ich dachte daran, daß diese Musik zugleich die unmittelbare Nähe der Lade bedeutete.

Mikail schien meine Gedanken erraten zu haben. »Du hast den Klang der Schellen gehört?« sprach er mich an.

»Stimmt.«

»Sie kommen«, sagte er leise. »Du wirst sie dir aus der Nähe anschauen können.«

»Sprichst du von der Lade?«

»Davon auch.«

»Ich lasse mich überraschen.«

Meine Stimme hatte ruhig geklungen. Ich wußte, daß ich nicht die echte Lade zu Gesicht bekam. Dennoch war ich gespannt. Wenn ich die Mitglieder der Prozession betrachtete, so mußte ich erkennen, daß sie engagiert bei der Sache waren. Sie trugen ihre feierlichsten Gesichter zur Schau, sie gingen wie in Trance, sie sahen ihre Umgebung nicht, und alle hielten eine bestimmte Schrittfolge bei. Niemand geriet aus dem Rhythmus, es wirkte alles wie einstudiert, der Staub störte sie nicht, im Gegensatz zu mir, denn ich sah viele Mitglieder etwas verschwommen. Die Musik blieb. Die Flöten, die Schellen, die anderen Instrumente, die ich nicht kannte, deren Klang sich aber mit dem der anderen Instrumente vereinigte.

Es war ein völlig anderes Erleben für mich. Auch wenn die Luft so fremd und anders roch, auch wenn ich sie tief einatmete, ich dachte nicht mehr an den Staub. Die Faszination dieses Festes hatte mich gepackt. Möglicherweise auch deshalb, weil die Lade immer näher rückte. Der Mittelpunkt der Prozession war erreicht.

Festlich gekleidete Priester gingen vor ihr her. Die Männer trugen ebenfalls lange Gewänder oder Mäntel, die ihnen bis zu den Knöcheln reichten. Der Stoff war bestickt mit goldenen Mustern. Manchmal hoben sich auch die koptischen Kreuze überdeutlich von ihrem Untergrund ab.

Kreuzarten wurden auch von den Männern getragen. Lange Stangen, auf denen die alten Kunstgegenstände den Abschluß bildeten.

Nur waren diese Kreuze verfremdet. Manche von ihnen wirkten wie die Dächer der zahlreichen Kirchen, die es hier gab.

Es war ein beeindruckendes Bild, das wie in Zeitlupe vor meinen Augen entlanglief. Wunderschön, farbig jetzt, auch würdevoll.

Dann sah ich die Lade.

Oder den Gegenstand, der durch die Straßen getragen wurde. Er war mächtig, viel größer als die Lade in der Kirche.

Acht kräftige Männer trugen sie. Kein Gespann aus Ochsen zog das Allerheiligste durch die Straßen, wie ich es auf der Säule in der Felsenkirche gesehen hatte.

Die Träger gingen noch einige Schritte weiter, dann blieben sie stehen, genau vor uns.

Ich registrierte es im ersten Moment nicht. Erst als die Lade abgesetzt

wurde, erwachte ich aus meinem Traum. Wieder stand sie so nahe vor mir. Drei, vier Schritte hätten gereicht, um sie zu berühren, aber ich blieb stehen wie hypnotisiert und betrachtete die Decke, die tief herabhing und mir den Blick auf das Heiligtum nahm.

Die Prozession stockte.

Zuschauer drängelten vor, um in die Nähe der Lade zu gelangen.

Mir kam der Verdacht, daß Mikail sich diese Stelle nicht grundlos ausgesucht hatte.

Ich trat nicht zur Seite, auch wenn ich mehrmals geschubst wurde.

Flüsternde Stimmen umgaben mich, aber niemand wagte es, auch nur einen Satz laut zu sprechen. Über die Umgebung hatte sich eine andächtige Stille gelegt.

Die Schellenträger näherten sich. Ein leises Klingeln begleitete die Männer. Sie bleiben erst dann stehen, als sie einen bestimmten Ort erreicht hatten.

Das war genau in Höhe der Lade.

Plötzlich schoben sich aus dem Hintergrund die vier Priester hervor. Junge Männer mit dunklen Gesichtern und glänzenden Augen.

Auch die Musiker bewegten sich. Sie bildeten vor der Lade einen Halbkreis.

»Was soll das bedeuten?« fragte ich meinen neuen Freund.

Mikail hob den Arm. »Du wirst es gleich zu sehen bekommen. Es ist ein historischer und auch biblischer Tanz, den du gleich erleben wirst.«

»Biblisch?« wunderte ich mich.

»Ja. Der Tanz König Davids um die Bundeslade. Er hat ihn vor langer Zeit aufgeführt. Er hat sie verehrt. Er hat aus ihr die Kraft geschöpft, um seine Kriege zu führen.«

»War die Lade für ihn ein Gott?«

»Wer kann das sagen? Sie war damals alles. Gott und Götze zugleich. Davids Tanz hat sich bis in unsere Zeiten erhalten. Die auserwählten Priester brennen darauf, den Tanz aufzuführen. Dafür leben sie beinahe.«

»Ich bin gespannt.«

Mikail legte einen Finger gegen die Lippen, und ich verstand das Zeichen sehr wohl.

Niemand störte die Akteure. Auch die flüsternden Stimmen in unsere Nähe waren verstummt. Jeder wartete den Beginn des Tanzes gespannt ab.

Das geschah auch so.

Plötzlich mischte sich der Klang der Flöten in das harte Geräusch der Trommeln. Die Trommler standen im Hintergrund, sie verstummten auch bald, denn sie gaben den Rhythmus des Tanzes vor, in den die Priester verfielen.

Sekunden später schon bekam ich große Augen, denn was man mir hier vorführte, das war schon bald archaisch zu nennen. Es mußte ein biblischer Männertanz sein, und er wurde mit einer wahren Hingabe durchgeführt, die mich schon erschreckte.

Die Priester bewegten nicht nur ihre Körper zuckend hin und her, sie blieben auch nicht an derselben Stelle stehen, sondern bildeten einen Reigen.

Ich dachte automatisch an eine Bibelstelle, in der vom Tanz um das Goldene Kalb berichtet wurde. Hier sah es so ähnlich aus, nur war das Kalb ein unter einer Decke versteckter Gegenstand, der hoch verehrt wurde.

Alles nur Schau, alles nur Ablenkung. Auch das Schwenken der Weihwasserkessel, für das die Diakone zuständig waren. Die Schwaden vermischten sich mit den Staubwolken, die einfach nicht tiefer sanken. Sie umschwebten die Tänzer und auch die Zuschauer wie ewig währende Begleiter.

Es blieb nicht nur bei den Bewegungen der Priester. Ich hörte manchmal ihre spitzen Schreie, als wollten sie die versteckte Lade beschwören.

Mikail und ich schauten zu. Dabei fiel mir auf, daß mein neuer Freund längst nicht mehr so ruhig dastand.

Er war zwar nicht in den intensiven Tanzrhythmus der Priester verfallen, aber er bewegte sich schon. Zudem hielt er den Mund offen. Die gesungenen oder gestammelten Worte drangen stoßweise über seine Lippen. Auch die Zuschauer in unserer Nähe standen nicht mehr ruhig. Die Atmosphäre riß sie mit.

Ich horchte in mich hinein, wie ich mich fühlte. Normal nicht mehr, denn die Musik war auch auf mich nicht ohne Wirkung geblieben. Ich fühlte mich von ihr wie weggetragen, so daß es mir vorkam, als hätte ich den Kontakt mit dem Boden verloren.

Immer wilder, wütender, beinahe schon ekstatischer wurde der Tanz dieser Priester. Sie waren die Hauptakteure. Sie wurden akzeptiert, sie gehörten zu den besonderen Menschen. Ihre spitzen Schreie übertönten die Musik. Die Oberkörper zuckten hektisch hin und her. Mal nach vorn, dann wieder zurück. Auch nach rechts und links glitten sie, es war wie ein Rausch, der auch an mir nicht vorüberging.

Ich bewegte mich ebenfalls im Rhythmus der Musik. Meine Arme und Beine zuckten nicht ganz so wild, aber vielleicht steigerte ich mich ja noch.

Staub vernebelte die Sicht. Beim Aufstampfen der Füße schien er aus der Tiefe des Bodens aufzusteigen. Er nahm uns einen Teil der Sicht, und aus ihm hervor drangen die Töne und Klänge, als wollten sie nie mehr im Leben aufhören.

Davids Tanz um die Lade.

Er hatte damals auf sie gesetzt und durch den Tanz versucht, sie auf seine und auf die Seite des Volkes zu stellen, um Siege gegen die Feinde zu erringen.

Heute war es anders, aber der Tanz war der gleiche geblieben, und Feinde gab es ebenfalls. Das hier sah sehr fundamentalistisch aus.

Ich konnte mir vorstellen, daß diese Dinge der offiziellen Regierung nicht unbedingt gefielen.

Sehr bald verlor ich den Bezug zur politischen Realität wieder, denn die Musik und die hektischen Bewegungen der Tänzer nahmen mich voll und ganz in Anspruch.

Auch ich wurde allmählich in diesen Rausch hineingezogen. Ich schwamm weg. Es mochte an dem Weihrauch liegen, der wie eine Droge auf mich wirkte. Ich sah mich plötzlich über der Lade liegen, aber ich konnte nicht hineinblicken, denn die schwere Decke mit den goldenen Streifen auf der Oberfläche verwehrte mir jeden Blick.

Wie lange ich diesem seltsamen Zauber verfallen war, wußte ich nicht. Die Zeit hatte ich verloren. Plötzlich aber war es still, sehr still, und ich hatte den Eindruck, als wäre ich selbst wieder in den eigenen Körper hineingesackt.

Dann öffnete ich die Augen. Oder hatte ich sie schon längst offen?

Genau wußte ich es nicht, aber ich sah die Priester um die Lade herum verteilt auf dem Boden liegen.

Starr, ohne jede Bewegung.

Wie Tote…

***

Für einen Moment durchschoß mich der Schreck wie eine heiße Lanze, die tief in meinen Körper hineinbiß, auch meine Kehle erreichte.

Es kam mir vor, als wäre sie in Feuer gehüllt. Ich kriegte kaum noch Luft! Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder zurechtgefunden hatte.

Hin und wieder hörte ich das anschlagen eines Klöppels gegen die Innenwand einer Schelle. Der helle Laut erreichte mich wie der Ruf eines fernen Engels.

Allmählich klärte sich mein Blickfeld. Ich sah die Tänzer an der Lade liegen. Wie hingegossen wirkten sie. Hier und da zuckte ein Bein oder eine Hand. Mir wurde bewußt, daß diese Männer bis zur völligen Erschöpfung getanzt hatten und sich einfach nicht auf den Beinen hatten halten können.

Ich atmete tief aus. Schloß die Augen. Öffnete sie wieder. Räusperte mir die Kehle frei.

Erst dann schaute ich nach rechts, wo mein Freund Mikail hätte stehen müssen.

Ich sah ihn nicht mehr!
Andere Menschen schauten mich an. Schweißfeuchte, dunkle Gesichter, weit geöffnete Augen und Münder. Menschen, die noch unter dem Eindruck des eben erlebten standen oder litten.
Es war vorbei.
Ich drehte mich wieder weg. Das Zittern in meinen Beinen ließ allmählich nach. Ich spürte auch meinen Herzschlag wieder, der während des Tanzes ausgesetzt zu haben schien. Es pochte hart in meiner Brust, und erst nach einer Weile war ich so klar, daß ich mich auf die am Boden liegenden Tänzer konzentrieren konnte.
Sie lagen im Staub. Verloren, regelrecht ausgepumpt, bis an die Grenze ihrer Kraft waren sie gegangen. Ich schüttelte einige Male den Kopf.
Stimmenklang füllte meine Ohren. Dann spielte jemand auf seiner Flöte eine Melodie, die sich klagend anhörte. Sie schmerzte in meinen Ohren. Sie war für mich so fremd und auch störend.
Jemand umfaßt meine Schulter und zog mich herum. Ich sah einen Halbwüchsigen, der mich anlächelte und mit der freien Hand in den Hintergrund deutete.
Das Zeichen verstand ich, schaute über den Kopf des Jungen hinweg und entdeckte eine graue Steinsäule, die aussah wie ein hohes Grabmal. Dort lehnte eine einsame Gestalt am Stein.
Es war Mikail, der auf mich wartete.
Ich nickte dem Jungen zu. Mein leise gesprochenes »Okay« verstand er bestimmt, weil es international war. Dann machte ich mich auf den Weg zu Mikail. Noch einen letzten Blick warf ich zurück. So bekam ich mit, daß Helfer an die Tänzer herangetreten waren und ihnen wieder auf die Beine halfen.
Es war vorbei, die Prozession würde bald weiterziehen. Ich war sehr beeindruckt gewesen und würde diese Zeit so schnell nicht aus meinem Gedächtnis streichen können.
Da ich noch immer unter dem Eindruck des Erlebten stand, waren meine Schritte schon ziemlich schleppend, als ich mich auf den Weg zu Mikail machte.
Er hatte sich gesetzt. Die Säule gab ihm Halt. Wie ein Bettler wirkte er dort. Auf seinem Kopf trug er auch jetzt noch seinen Tabot. Der Bart umwallte das Gesicht, und die Säule warf sogar einen Schatten, durch den der Staub zog.
Der Himmel hatte sich etwas verändert. Das Blau war geblieben, war aber eingedunkelt. Wolken bekam ich nicht zu Gesicht, dafür noch einmal die Sonne und deren Umgebung.
Sie hatte den Himmel zu einem Ofen werden lassen, dessen große Tür geöffnet war. Die rötliche Farbe würde noch zunehmen und das Firmament bald aussehen lassen, als wäre es in Blut gehüllt.

Vor Mikail blieb ich stehen.

Er hatte mich schon längst gesehen. Jetzt hob er den Kopf. Hinter mir zog die Prozession weiter. Ich hörte wieder den Gesang und vernahm auch die Musik.

Aus einem Impuls heraus fragte ich: »Das war wirklich nicht die echte Lade?«

»Nein, es war eine andere.«

Ich wollte nicht fragen, wie viele dieser Duplikate durch die Straßen der Stadt getragen wurden, dieses Fest war mir einfach zu fremd. Für mich zählte nur die echte Lade.

»Darf ich dich etwas fragen?«

»Bitte, John.«

Ich wollte nicht immer auf ihn herabschauen und ging deshalb in die Hocke. »Wenn die echte Lade also existiert, und davon gehe ich nach wie vor aus, hat man sie dann in ihrem Versteck ohne Bewachung zurückgelassen?«

Mikail schaute mich an. »Nein«, erwiderte er dann. »Sie ist nie unbewacht.«

»Aber die Priester…«

Er hob die Hand, so daß ich verstummte. »Die Priester sind andere Menschen als die Mönche und Hüter.«

Ich überlegte einen Augenblick. »Du hast nicht nur von Hütern gesprochen, sondern auch von Mönchen…«

»Richtig.«

»Wo gibt es diese Mönche?«

»Sie leben in ihrer Nähe.«

»Müssen wir in ein Kloster?«

Er lächelte über meine Frage. »Der Begriff Kloster ist nicht der richtige Ausdruck dafür.«

»Was dann?«

Ich war nervös, angespannt, und Mikail sah es mir nach. Er lächelte milde. »Es ist eine Wohnstatt. Gib dich damit zufrieden, bitte.«

»Aber ich werde sie kennenlernen?«

Er nickte mir zu. »Es führt kein Weg daran vorbei, denke ich mal.«

Dann nickte er noch einmal. »Ja, du wirst sie kennenlernen, und es war auch gut, daß du Davids Tanz gesehen hast. Das uralte Rollenspiel ist nicht vergessen worden. Man treibt es voran. Es geht weiter, immer weiter.«

»Auch wenn ich die Lade gesehen habe?«

»Auch dann. Ich kann dich verstehen, John«, sagte er und faßte nach meiner Hand. »Ich kann dich wirklich gut verstehen. Du mußt dir immer nur eines vor Augen halten. Was auch geschieht, du wirst die Lade nicht mitnehmen können. Damit mußt du rechnen. Du darfst dir keine falschen Hoffnungen machen. Sie gehört dir nicht, auch wenn

du der Träger und Besitzer des Schwertes bist.«

»Ja, ich weiß.«

»Dann ist es gut.« Er streckte mir seine Hand entgegen. »Hilf mir hoch, ich bin ein wenig schwach auf den Beinen.«

Er hatte den Tanz nicht so gut überstanden wie ich. Als er stand, mußte er von mir gestützt werden. Ich gab ihm Zeit, sich zu erholen, dann blickte ich dorthin, wo die Prozession angehalten hatte.

Da war alles leer.

Ein freier Platz, über den noch die letzten, inzwischen sehr dünnen Staubwolken hinwegtrieben, als wollten sie die Erinnerung an die Lade und an das Fest mit sich nehmen.

Ich hatte es erlebt, aber der wirkliche Grund meines Hierseins lag nach wie vor in der Dunkelheit verborgen.

»Es gehört dazu, daß du deine Erfahrungen sammelst, John. Jetzt ist es soweit, daß wir uns auf den Weg machen können.«

»Zu ihr?« fragte ich.

Mikail schaute zum Himmel. Er runzelte dabei die Stirn. »Ja«, murmelte er, »hoffentlich zu ihr…«

***

Terence Bull war gegangen, um Mineralwasser zu holen. Beide, Suko und auch der Constabler, hatten die Luft im Büro als äußerst trocken empfunden. Sie brauchten eine Erfrischung, und da war Wasser immer noch am besten.

Auch Suko war ein Mensch und keine Maschine. Er hatte den Anblick des toten Horace F. Sinclair mit seinen veränderten, dunklen Augen noch nicht überwunden. Immer wieder dachte er darüber nach. Es war für ihn auch schwer, sich vorzustellen, daß der Geist eines uralten äthiopischen Königs im Körper des Toten steckte, aber der Ausdruck der Augen sagte eigentlich alles. Das passierte nicht von ungefähr, und da steckte auch ein System dahinter, obwohl Suko noch nicht wußte, welches. Er würde es noch herausfinden, davon ging er aus.

Auf der anderen Seite dachte er an seinen Freund John. Wo immer er sich jetzt herumtrieb, es gab trotz allem eine Verbindung zwischen ihm und dem Vorgang hier. Nur war diese Verbindung erstens nicht zu sehen und zweitens auch nicht logisch nachzuvollziehen. Wenn überhaupt, dann nur auf eine magische Art und Weise.

Die Stille tat ihm gut. Keine Stimme lenkte ihn ab. Suko konnte seine Gedanken wieder sammeln. Er kam zu dem Ergebnis, daß er allein auf verlorenem Posten stand. Einen direkten Helfer würde er kaum bekommen, aber er wußte auch, daß London – und damit Sir James – Bescheid bekommen mußte.

Auf sein Handy verzichtete Suko. Das andere Telefon stand in Reichweite. Er machte es sich bequem und legte die Beine auf die

Kante des Schreibtisches, als er auf die Verbindung wartete.
Sie war schnell da.
»Ich wollte mich mal wieder melden, Sir.«
»Das habe ich auch erwartet. Ziemlich spät, wie mir scheint.«
»Es ist einiges passiert.«
»Hilft uns das weiter?«
»Ich habe keine Ahnung, Sir. Es scheint so zu sein, daß die Dinge, die wirklich wichtigen, an uns vorbeigelaufen sind.«
»Was ist passiert? Reden Sie!«
Es war wirklich nicht Sukos Art, so lange um den heißen Brei herumzusprechen, aber er konnte nicht anders, denn die eigenen Gedanken ließen sich schlecht vertreiben. Deshalb gab er auch einen etwas gestelzt klingenden Bericht, dem Sir James zwar ruhig zuhörte, dann allerdings erschrak, als er erfuhr, was mit dem toten Horace F.
Sinclair wirklich geschehen war.
»Die Augen haben sich verändert, sagen Sie?«
»Ja. Sie sind dunkel. Sie sind zudem hart wie die Schalen einer Nuß geworden.«
»Ein ungewöhnlicher Vergleich.«
»Der leider stimmt.«
»Das glaube ich Ihnen. Auch wenn es Ihnen schwerfallen wird, Suko, eine Antwort zu geben, aber wie könnte es Ihrer Ansicht nach denn weitergehen? Haben Sie eine Idee?«
»Im Prinzip nicht.«
Die Antwort hatte Sir James Powell nicht gefallen. »Ihre Stimme hat ein wenig seltsam geklungen. Befürchten Sie schwerwiegende Nachwirkungen, Suko?«
»Ich kann es nicht sagen. Aber ich weiß oder gehe zumindest davon aus, daß sich der Geist eines längst verstorbenen Königs den Körper des Horace F. Sinclair als Wirt ausgesucht hat.«
»Sie wissen auch, was das bedeuten kann?«
»Ja, Sir, ein gewisses Erwachen aus einer Tiefe, die nur mit dem Tod zu tun haben kann.«
»Soll ich das Wort gebrauchen?«
Suko verzog die Mundwinkel. »Zombie?« murmelte er. »Ja, im Prinzip haben Sie schon recht. Er würde zu einem Zombie werden, aber ich kann es bei Horace F. nicht akzeptieren. Ich würde mich nie mit dem Gedanken anfreunden können, daß Johns Vater oder auch die Mutter nach ihrem Tod zu lebenden Leichen werden. Wie auch immer, ich glaube nicht an eine Wiedergeburt des Königs Lalibela in Horace F. Sinclair.«
»Das ist möglich, aber Sie wissen selbst, was alles möglich ist, Suko. Wirklich alles.«
»Nur hoffe ich es nicht.«

»Eben.«
»Jedenfalls halte ich hier in der Polizeistation in Lauder Wache. Zumindest in der nächsten Nacht. Danach müßte die normale Routinearbeit der Kollegen anlaufen. Wir dürfen nicht vergessen, daß in der Praxis der Ärztin noch eine Tote liegt.«
»Ja, die Killerin.«
»Sie stand voll unter der Kontrolle des längst verstorbenen Königs, und wie sie ums Leben kam, war schrecklich. Ich möchte nicht sehen, daß mit Johns Vater das gleiche geschieht.«
»Stimmt.«
»Gut, Sir. Ich kann Sie im Büro erreichen?«
»Ja, ich werde die Nacht ebenfalls dort verbringen. Wir hören dann wieder voneinander.«
»Ja, Sir.«
Suko legte auf. Das Gespräch hatte ihm gutgetan, aber seine Stimmung hatte sich kaum gebessert. Wenn er daran dachte, daß beide Sinclairs noch beerdigt werden mußten, dann wurde ihm noch mulmiger.
Schon jetzt malte er sich aus, wie es sein würde, wenn sie an den Gräbern standen und…
Nein, nein, nur die Gedanken nicht abschweifen lassen. Die Gegenwart war jetzt wichtig, die Zukunft hatte noch Zeit. Zum Glück öffnete sich die Tür, und Terence Bull kehrte zurück. Er hatte gleich einen Kasten mit Wasser besorgt. Neben dem Schreibtisch stellte er ihn ab und nickte Suko zu. »Ich hoffe, daß es recht ist.«
»Ja, danke sehr.«
»Kann ich Sie jetzt allein lassen?« fragte der Constabler.
»Natürlich. Warum? Was ist?«
»Es gibt da einen Streit, den ich schlichten müßte. Kein großer Einsatz, aber es sind Leute, die nicht eben zu den harmlosesten zählen, wenn Sie verstehen.«
»Immer, Mr. Bull, gehen Sie nur.«
»Sie halten hier die Stellung?«
»Ja, ich…«
Das Telefon meldete sich. Bull hob ab, lauschte nur kurz und nickte. »Es geht schon los. Verdammt, daß diese Burschen nie friedlich miteinander umgehen können.« Er hatte es so eilig, daß Suko nicht auf den Gedanken kam, ihn zu fragen, wohin er wollte. Der Constabler eilte der Tür entgegen und war sehr bald verschwunden.
Allein blieb der Inspektor zurück. Nein, nicht ganz, denn im Anbau lagen die beiden Toten, von denen sich einer so furchtbar verändert hatte. Suko zog eine Wasserflasche aus dem Kasten, drehte sie auf und trank. Auf dem Schreibtisch stellte er sie ab. Dabei überlegte er, ob er nicht noch einmal nachschauen sollte. Er konnte sich auch vorstellen,

daß es eine Veränderung gegeben hatte. Die Augen waren nicht nur zum Spaß so anders geworden.

Er stand auf. Ging zum Fenster. Öffnete es. Die Luft mußte ausgetauscht werden. Im Büro war sie ihm einfach zu muffig geworden.

Er schaute hinaus und dachte daran, daß sich die Dämmerung bald über den Ort legen würde.

Nicht daß er sich davor und vor der folgenden Nacht besonders gefürchtet hätte, aber ein ungutes Gefühl hatte ihn schon überkommen, und er merkte, wie ein Schauer über seinen Rücken floß.

Die Nacht war wichtig. Sie würde wichtig werden. Dieser Gedanke hatte Suko urplötzlich überfallen, und er konnte sich auch so einfach nicht von ihm trennen. Irgend etwas mußte oder würde geschehen.

Draußen war nichts zu erkennen. Der normale Betrieb lief weiter.

Menschen hielten sich im Freien auf. Sie suchten, sie kauften, sie gingen in die Kneipen, die kleinen Cafés oder Bistros, das alles gehörte einfach zum Bild der Stadt, aber es war niemand da, der auch hinter die Kulissen schaute.

Wenn Menschen am Fenster vorbeigingen, warfen sie Suko höchstens einen erstaunten Blick zu, aber sie gingen weiter. Fragen wurden nicht gestellt.

Suko schloß das Fenster wieder. Er zog sich zurück in seine kleine, selbst gewählte Einsamkeit, die zu einer Oase der Stille geworden war, in der sich nur Suko bewegte.

Er nahm seinen Platz hinter dem Schreibtisch wieder ein. Er trank und schaute sich um. Er suchte nach einem Lesestoff, dachte auch an Shao, seine Partnerin, die in London saß und auf ihn wartete.

Suko spürte das schlechte Gewissen. Er griff deshalb zum Telefon, rief Shao an, die schon auf die Nachricht gewartet hatte.

Suko konnte sie beruhigen. Über die Veränderungen in Sinclairs Augen sagte er nichts. Vielleicht hing auch dies mit dem Fluch der Sinclairs zusammen.

Danach hüllte ihn die Stille wieder ein. Es kam auch kein Besucher. Die Polizei in Lauder konnte hier einen ruhigen Job verrichten.

Hier kannte man die Drogenkriminalität nur aus den Medien. Dafür liefen andere Dinge ab. Hinter den Kulissen, versteckt und unheimlich. Dabei ausstrahlend. Besonders für Suko zu spüren. Es gab keine sichtbare Veränderung, und er hätte sich eigentlich entspannen können, wie es sonst seine Art war. Nur wollte ihm das nicht so recht gelingen, denn hier lauerte etwas hinter den Kulissen.

Ihn hielt eine ungewöhnliche Nervosität umklammert. Ungewöhnlich für ihn, denn seine asiatische Erziehung in einem Kloster war auch nach all den Jahren in Europa noch immer präsent. Er war der stillere

Part zwischen John und Bill. Er brachte immer die entsprechende Geduld auf, er wartete ab, um dann blitzschnell und genau zum richtigen Zeitpunkt zuschlagen zu können.

An diesem Tag jedoch nicht.

Und es hatte auch nichts direkt mit den Ereignissen der Vergangenheit zu tun. Aber natürlich mit den beiden Toten, die Suko in seiner Nähe wußte.

Er fühlte sich auf irgendeine Art und Weise zu ihnen hingezogen, ohne behaupten zu können, was der wirkliche Grund war.

Es lag etwas in der Luft…

Suko stand auf. Seine Schritte dämpfte er schon, als er auf die Tür zuging, hinter der der Zellengang lag. Anschließend ging es dann in den Anbau.

Er öffnete die Tür.

Der erste Blick in den Gang.

Er war leer.

Nichts hatte sich getan, nichts hatte sich verändert. Zumindest nicht äußerlich. Aber da war trotzdem etwas, das ihm nicht gefiel.

Suko wollte nicht von einer Ahnung sprechen, auch nicht von einem Wissen. Es war mehr ein Gefühl und zugleich drängte es ihn, auf die zweite Tür zuzuschreiten.

Er ging durch den kahlen Gang. Zwei Zellen gab es hier. Sie lagen auf der linken Seite. Er sah die Türen mit den vergitterten Öffnungen.

Wichtig war die Tür am Ende des Ganges.

Davor blieb er stehen.

Er hob den Arm, streckte die Hand aus und ließ sie für einen Moment über der Klinke schweben.

Alles war so normal. Nichts hatte sich verändert. Trotzdem kam sich Suko vor wie ein Schauspieler, der jede normale Bewegung noch einmal durch seine Gesten unterstrich.

Er spürte die Kühle des Klinkengriffs sehr deutlich – und seine Hand zuckte zurück.

Er hatte etwas gehört.

Ein Geräusch.

Für ihn nicht zu identifizieren, weil es keine Worte waren. Aber das Geräusch war nicht neben oder hinter ihm erklungen, sondern vor ihm. Also jenseits der Tür.

Nur – dort befand sich niemand.

Bis auf die beiden Toten!

Plötzlich klemmte sich etwas in seinem Magen fest. Er merkte, wie ihn das leichte Zittern überkam. Es lag nicht nur daran, daß er sich vorstellte, wer diese Laute abgegeben hatte, für ihn war wichtig, daß er die beiden Personen kannte.

Tote…

Oder waren sie nicht tot?
Suko schloß für einen Moment die Augen. Er zählte innerlich bis fünf, konzentrierte sich nicht mehr auf das, was um ihn herum vorging, sondern auf sich allein.
Dann öffnete er die Tür.
Das Licht brannte. Es stahl ich durch den Spalt und ließ auf dem Boden einen helle Linie zurück, die schnell breiter wurde, als Suko die Tür weiter öffnete.
Er warf einen Blick auf die zweckentfremdete Leichenkammer.
Der Stein fiel ihm vom Herzen, denn der tote Horace F. Sinclair lag noch immer an derselben Stelle. Er hatte sich um keinen Millimeter bewegt.
Auch die braunen, so fremden Augen waren noch vorhanden. Keine Veränderung.
Habe ich mich geirrt? fragte er sich. Habe ich mir die komischen Geräusche eingebildet? Sind meine Nerven schon so angesägt?
Er wußte es nicht. Es war auch nicht mehr so wichtig für ihn. Er hatte gesehen, daß sich nichts verändert hatte, und er nahm die ungewöhnlichen Laute als Täuschung hin.
Überzeugt war Suko davon nicht, denn er blieb noch an der Tür stehen und wartete, den Blick auf die beiden Leichen gerichtet, aber mit ihnen geschah nichts.
»Ggggrrrrrr…«
Es war ein Laut, der ihm einen kalten Schauer über den Rücken trieb. Furchtbar hörte er sich an. Ein hohles, ein tiefes Stöhnen wie aus dem Schatten einer Gruft.
Und dann wieder.
Noch schrecklicher und unheimlich klingender.
Suko schaute nach vorn, ging nach vorn, hörte das Geräusch ein drittes Mal und wußte mit hundertprozentiger Sicherheit, daß es aus dem offenen Mund des toten Horace F. Sinclair gedrungen war…

***

Er hatte die Schwelle zum Raum der Toten überwunden, aber er bewegte sich nicht weiter. Er stand vor der unsichtbaren Grenze, den Blick auf den Toten gerichtet, dessen veränderte Augen noch immer an starre Ölpfützen erinnerten, in denen sich das Licht der Deckenleuchte spiegelte.
Im ersten Moment glaubte Suko, Leben in den Augen zu sehen. Er war irritiert, zögerte noch, näher an den Toten heranzugehen, dann überwand er sich und schaute hin.
Die Gestalt lag nach wie vor in ihrer Totenstarre. Leichenblaß, marmorn. Der Mund war nicht geschlossen. Tief aus der Kehle war das Gurgeln gedrungen, Suko konnte sich jedenfalls nichts anderes

vorstellen, doch das alles hatte jetzt aufgehört.

Kein Laut mehr.

Auch Suko hatte den Atem angehalten. Ein Gefühl sagte ihm, daß es noch nicht vorbei war. Da würde sich etwas tun. Die Leiche war äußerlich nicht verändert, innerlich wohl. Da war sie von einer Kraft durchströmt worden, mit der niemand hatte rechnen können.

Lalibelas Geist!

Suko dachte voller Wut daran. Er spürte, wie sein Inneres aufgeputscht wurde. Allmählich entwickelte sich dieser Name für ihn zu einem Alptraum.

Seine Kehle war trocken. Hätte er jetzt reden müssen, es wäre ihm verdammt schwergefallen. Er fühlte sich so unsicher, warf einen Blick über den Toten hinweg auf Mary Sinclair, aber sie hatte sich nicht verändert. Auch nicht die Augen.

Suko atmete aus. Er konzentrierte sich wieder auf die männliche Leiche. Die Luft in seiner unmittelbaren Nähe schien zu Eis geworden zu sein. Sie klammerte sich wie kalter Nebel an seiner Gestalt und an seiner Haut fest. Dennoch waren seine Handflächen feucht, weil der Schweiß aus den Poren sickerte.

Es kostete schon Überwindung, seine warme, lebendige Hand gegen die kalte Haut des Toten zu legen. Es kam zu einer ersten flüchtigen Berührung.

Suko strich über die Stirn und näherte sich den veränderten Augen. Er sah noch immer die Lichtpunkte der Lampe in den Pupillen, und er wartete darauf, daß sich der Tote wieder bemerkbar machte, mochte dieser gurgelnde Schrei auch noch so schlimm auf ihn gewirkt haben.

Der untere Kiefer war etwas nach unten geklappt. Als hätte sich der Mund verzerrt, um nicht mehr zurück in die alte Stellung zu gelangen. Suko konnte, wenn er den Kopf in einen bestimmten Winkel legte, in den Mund hineinschauen.

Eine Höhle.

Tot und leer…

Nichts, kein Laut drang mehr nach draußen. Bis zu einem bestimmten Augenblick.

Suko zuckte zurück, als tief in der Kehle etwas geboren wurde, als wäre es vom Teufel persönlich entlassen worden.

Ein fürchterlicher Laut. Ähnlich wie der letzte, aber trotzdem anders. Denn was da nach draußen und an Sukos Ohren drang, hörte sich so an, als versuchte jemand, aus diesen abstrakten Geräuschen etwas zu formen. Worte, einen Satz oder ähnliches. Eine Stimme, eine Botschaft, alles in einem.

Suko hörte zu.

Das Gurgeln.

Das Stöhnen.

Und das Wort.

»John!«

Zuerst nur abgehackt, dann aber länger, auch tiefer. Geboren wie in einer Gruft.

»Johhhnnnnnn…!«

Suko hörte zu, und er glaubte fest, so etwas Schlimmes noch nie erlebt zu haben. Es war einfach grauenhaft, denn dieser gräßliche Schrei, dieses schon schreckliche Wort hallte durch den Raum und wurde als Echo von den Wänden zurückgeworfen.

Der Schrei ebbte ab.

Suko wartete noch immer wie eine Steinsäule. Er wollte abwarten, doch in seinem Innern war die Peitsche da. Durch den Kopf rannen die Gedanken, aber er bekam sie nicht mehr in die Reihe.

Warten? Gehen?

Er wußte es nicht. Was er auch tat, es konnte alles verkehrt sein.

Also entschied er sich für die erste Möglichkeit und wartete ab, ob sich der Tote noch einmal »meldete«.

Der Inspektor hatte sich wieder gefangen. Der Kiefer war in der ursprünglichen Haltung geblieben und nicht nach unten gesunken.

Das wächserne Gesicht, die dunklen, fremden Totenaugen, der offene Mund. So bot Horace F. Sinclair ein mehr als makabres Bild. Jeden Augenblick konnten hier die Leichenwäscher erscheinen, Suko zur Seite räumen und den Toten anheben. Eine Vorstellung die für einen zusätzlichen Schauer bei ihm sorgte.

Es kam niemand.

Mit den beiden Leichen blieb er allein zurück. So vergingen die nächsten Sekunden, und auch Suko kam sich vor wie in einer Grabkammer eingeschlossen.

Blieb der Tote still?

Warten…

Sekunden verstrichen. Der kalte Schauer auf Sukos Rücken hatte sich gelegt. Der Inspektor trat wieder einen kleinen Schritt zurück.

Noch immer wartete er. Seine Hände wurden kalt. Sie wirkten wie mit dünnem Wachs oder Leichenfett überzogen. Im Magen lag ein Druck. Suko atmete durch die Nase. Die Luft roch leicht nach Verwesung. Vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Auf ihn wirkte das Licht der Deckenleuchte wie ein kalter Spiegel, der überall seinen Platz gefunden hatte und in jede Ecke strahlte.

Seine Hände bewegten sich. Die Finger zitterten leicht. Die Augen hielt er offen. Säure war in sie hineingetropft. Er hatte das Gefühl, als würden sie brennen.

Noch einmal Luft holen.

Wieder gegen das wächserne Gesicht starren. Mein Gott, dachte Suko, hier liegt Johns toter Vater und schreit nach seinem…

Er konnte den Gedanken nicht mehr beenden. Denn plötzlich gurgelte und dröhnte es tief in der Kehle des Toten auf. Es war ein noch schrecklicheres Geräusch als beim erstenmal. Furchtbar, kaum zu fassen, kaum nachzuvollziehen.

Das grabhafte Röhren, der unbeschreibliche Laut, langgezogen, heulend, wie von einem Tier stammend, um anschließend wieder in ein einziges Wort überzugehen.

»Johnnnn!«

Suko schauderte zusammen. Jetzt, wo er diesen Schrei wieder gehört hatte, da konnte er sich vorstellen, was er zu bedeuten hatte.

Der tote und von Lalibelas Geist besessene Horace F. Sinclair hatte Kontakt mit seinem Sohn bekommen oder aufgenommen. Vielleicht spürte oder sah er ihn.

Vielleicht aber kam noch etwas ganz anderes hinzu.

Eine tiefgreifende Angst vor dem Tod des Sohnes…

***

Wir waren wieder gegangen. Ich wußte nicht, wohin mich Mikail führte, aber wir blieben in der Stadt, auch wenn wir uns durch dessen Außenbezirke bewegten, wo die Zeit einfach stehengeblieben war.

Häuser, die wie von der Sonne gebleicht und von Wind und Wetter ausgewaschene Felsen aussahen. Eine trockene, staubige und karge Erde. Kein Wasser, kaum etwas Grünes. Und wenn es aus dem Boden hervorwuchs, wirkte es wie verstaubt.

Es plätscherte kein Wasser. Es gab keinen Baum, der Schatten spendete, nur die Häuser zeichneten ihre Schatten auf den Boden und deuteten damit den Weitergang der Sonne an, die irgendwann verschwunden sein würde. Ich wußte, daß in Regionen wie dieser der Zeitraum zwischen Dämmerung und Dunkelheit sehr gering war. Schlagartig konnte die Nacht hereinbrechen, und dann war es vorbei.

Wir gingen unverdrossen. Die Strecke war nicht überall flach.

Manchmal führte sie bergauf, dann wiederum senkte sie sich. Häuser und Hütten lagen umgeben von dieser ungewöhnlichen Stille, die nur dann unterbrochen wurde, wenn der leichte Wind hin und wieder die Stimmen und die Musik an unsere Ohren trug, denn noch immer zogen die Prozessionen durch die Stadt.

Mikails Atmen war überdeutliche zu hören. Er war nicht mehr der Jüngste, aber er beschwerte sich auch nicht. Unverdrossen ging er mal vor, dann neben mir her. Sein Gesicht war staubbedeckt, der Blick nach vorn gerichtet. In ihm regte sich nichts. Da zuckte kein Muskel, er hielt sich wirklich gut.

Ich stellte ihm auch keine Fragen, denn ich wollte ihn nicht aus seiner Gedankenwelt hervorreißen.

Hin und wieder wurden wir gesehen. Dann schauten aus den

Fensterluken die dunklen Gesichter der Frauen mit ihren ebenfalls dunklen Augen. Blicke streiften uns, verloren sich wieder, wenn wir weitergingen.

Irgendwo sang jemand mit lauter Stimme ein Lied. Es hörte sich an, als wäre es für eine Beerdigung bestimmt.

In der Nähe der Häuser war es angenehmer gewesen, auch wenn die hellen Wände die Hitze noch abstrahlten. Wenig später verließen wir die Umgebung, dann erwischte uns wieder die Hitze, obwohl der Sonnenball bereits ein Stück weiter über den Horizont balancierte.

Mikail blieb stehen. Er brauchte eine Pause, nahm ich an. Ich hörte ihn schwer durchatmen. Dabei strich er über die schweißtriefende Stirn und nickte.

Auch ich hatte über mein Gesicht gewischt. Der Schweiß klebte jetzt auf dem Taschentuch. Die nächste Frage stellte ich wie ein Kind, das keine Lust mehr hatte, im Auto zu sitzen. »Wie weit ist es noch? Oder hast du es dir anders überlegt?«

Ein strafender Blick traf mich. »Nein, John Sinclair, ich gehöre zu den Menschen, die ihre Versprechen halten. Ich weiß, davon gibt es nicht viele, aber ich bin eine der Ausnahmen.«

»Ja, das stimmt.«

Mikail hob die Hand. Die Pause hatte ihm gutgetan. Er konnte sich wieder normal bewegen, und als er den Arm ausstreckte, wedelte er mit den Fingern. »Schau nach vorn, dort siehst du die Erhebung und auch die Mauern der Kirche.«

Er hatte nicht gelogen. Zwar flirrte die Luft noch im Sonnenlicht, aber es gab die leichte Anhöhe. Sie ähnelte einem flachen, mit Staub bedeckten Buckel. Und aus ihm hervor, so jedenfalls sah es aus, erhob sich unser Ziel, die Kirche.

Für einen Moment verschlug es mir die Sprache. Wenn es stimmte, daß die Lade dort versteckt wurde, dann hatte ich es wirklich nicht mehr weit. Eine Kuppel, ähnlich wie bei einer Moschee, aber mit einem Kreuz darauf, flimmerte im Licht der Sonne. Die Kuppel war das Prunkstück der klotzig wirkenden Kirche. Sie sah für mich aus wie ein großes, helles Viereck mit - ebenfalls sehr großen und langen Fenstern, gegen die ebenfalls das Sonnenlicht fiel.

»Das ist die Kirche.« Ich hatte mehr zu mir selbst gesprochen, aber Mikail fühlte sich bemüßigt, eine Antwort zu geben.

»Ja, dort liegt auch unser Ziel.«

»Die Lade in der Kirche?« fragte ich leise.

Er blickte mich nur an. Dabei runzelte er die Stirn und räusperte sich. Eine andere Antwort gab er nicht. Sie aber reichte mir. Ich wußte, daß ich die Lade noch heute sehen würde. Ein Blick würde mir reichen, ein einziger Blick.

Aber was würde gesehen, wenn ich sie berührte?

Ziellos wirbelten die Gedanken durch meinen Kopf. Ich fand erst wieder auf den Boden der Tatsachen zurück, als mich Mikail ansprach. »Da du es bestimmt eilig hast, sollten wir nicht zu lange warten, mein Freund. Laß uns gehen.«

»Okay.« Ich ließ Mikail vorgehen. Er hatte das Recht dazu. Er kannte sich aus. Nach einiger Zeit stieg das Gelände leicht an, aber von einem richtigen Hügel konnte man nicht sprechen. Auch für einen Ungeübten war der Weg normal zu gehen.

Ich dachte daran, daß ich bald ein Wunder erleben würde, das für mich Wirklichkeit geworden war. Die Kirche lockte. Die hellen Mauern und die Kuppel mit dem Kreuz konnte ich einfach nicht aus den Augen lassen. Deshalb sah ich auch weniger von der Umgebung.

Die fiel mir erst auf, als ich die kleinen Häuser und Hütten entdeckte, die sich um den Platz mit der Kirche verteilten.

Sie waren nicht groß, aber sie wirkten noch kleiner, weil die mächtigen Mauern der Kirche in der Nähe standen. Dieser Platz war von einem ziemlich hohen Gitter umzäunt, das nur einmal durch ein steinernes Bogentor unterbrochen wurde, wobei auch in das Tor ein Gitter eingelassen worden war.

Noch etwas fiel mir auf. Die Luft roch anders. Sie war reiner geworden. Viel frischer. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war tatsächlich der Geruch des Wassers, der meine Nase traf. Wasser in dieser Einöde! Fast hätte ich gelacht, aber überall gab es Brunnen, und wer hier lebte, der brauchte Wasser.

Als wir den Rand des Geländes erreicht hatten, blieb mein Begleiter wieder stehen. Mir lagen natürlich die Fragen auf der Zunge, aber ich hielt sie zurück, denn ich wollte nicht wieder wie ein kleines Kind dastehen.

»Wir können noch nicht in die Kirche hinein«, sagte Mikail.

»Warum nicht?«

»Es ist nicht erlaubt, die Kirche einfach so zu betreten. Nur Auserwählte dürfen es.«

»Die können dann auch die Lade sehen.«

Er hob die Augenbrauen. »Die Lade?« fragte er leise nach. »Nein, die findest du hier nicht.«

»Was?« Ich hätte fast geschrien, aber Mikail beruhigte mich sofort.

»Nicht in der Kirche, versteh mich richtig.«

»Dann ist sie woanders.«

Er hob nur die Schultern.

So hilfsbereit er sich auch gezeigt hatte, er verstand es auch, die Spannung bis zum Siedepunkt zu treiben. Hier lebten Menschen.

Mönche. Sie beteten, sie arbeiteten, sie hatten das Gelände bewässert, und es tat verdammt gut, das Plätschern zu hören. Das war wie Balsam in meinen Ohren. Ich sah wenig später schon die ersten

Kanäle, durch die das Wasser lief. Es war ein Kreislauf, verteilte sich bis zu einem Brunnen, wo es vom Kopf eines Löwen ausgespieen wurde, um in die kleineren Seitenarme zu laufen.

Es bewässerte die Pflanzen, die niedrigen Bäume, und beides zusammen bildete einen Garten, in dem auch Bänke standen, die zur Rast einluden. Ich hätte nichts dagegen gehabt, mich hinzusetzen, aber die Zeit drängte, und so ließ ich mich auch weiterhin von Mikail führen. Aber nicht zur Kirche hin. Das mächtige Gebäude ließen wir liegen. Wir nahmen den Weg, der zu den Hütten führte, die in der prallen Sonne standen. Hier war alles anders, hier war es normal, und ich wunderte mich darüber, daß wir in einem von staubigen Pfaden durchzogenen Labyrinth gelandet waren. Aus der Distanz hatte es nicht so ausgesehen.

»Wo sind die Mönche?« fragte ich.

»In der Kirche? In ihren Hütten? Wer kann es sagen?«

»Es ist nur still.«

»Die frommen Männer reden nur wenig.«

Das konnte ich mir denken, aber ich wollte trotzdem noch einiges wissen. »Und sie alle bewachen die Lade?«

»Das denke ich nicht.«

Wieder erlebte ich eine Enttäuschung. »Was machen die Mönche dann hier im Kloster?«

»Sie beten. Sie arbeiten. Sie sind dabei, das normale Leben zu leben. Verstehst du das?«

»Irgendwo schon. Es ist wichtig für Fremde, daß sie durch ein normales Kloster geführt werden.«

»Ja, du hast es erfaßt.«

Ich dachte einen Schritt weiter. »Und es kommt tatsächlich niemand, um nach der Bundeslade zu fragen? Das will mir nicht in den Kopf.«

»Doch, es kommen hin und wieder Besucher, die davon gehört haben. Sie fragen auch, aber du darfst raten, welche Antworten sie dann bekommen.«

»Keine genauen.«

»So ist es.«

»Man erzählt ihnen Geschichten. Im Orient gibt es zahlreiche Legenden, die sich damit beschäftigen.«

»Das habe ich selbst erlebt«, erklärte ich und nickte dabei vor mich hin.

»Du hast Glück.«

»Als einer der wenigen?«

Mikail lachte leise. »Es kann sein, daß du der einzige bist, der sie nach so langer Zeit zu Gesicht bekommt. Es sind bestimmt viele Jahre vergangen. Man hat keinen Fremden an die Lade herangelassen, aber du trägst das Schwert des Salomo. Man wird dir den Weg freigeben,

glaube ich inzwischen.«
»Also müssen wir erst noch an deinen Kollegen vorbei?«
»Ja, so sind die Regeln. Angares und ich waren nicht die letzten Wächter. Es gibt noch andere. Sie wird immer bewacht werden, und die Mönche beschützen sie.«
»Okay, das ist gut.«
Unser Weg hatte uns in eine kleine Mulde hineingeführt, die wie ein Sattel aussah. Einige Hütten hatte ich schon zu Gesicht bekommen, aber in dieser Umgebung standen die meisten. Nicht in der Reihe. Immer etwas versetzt. Es gab genügend breite Zwischenräume, um an ihnen vorbeigehen zu können.
Aber es war kein Mensch zu sehen. Ich drehte mich nach links, wo ein schmaler Weg wieder in die Höhe lief und ebenfalls vor einem Gitter endete. Es sah so dunkel aus, als wäre es erst heute morgen frisch gestrichen worden.
Ich sah auch das geschlossene Tor. Dahinter entdeckte ich den schattigen Umriß eines Hauses. Allerdings größer als die anderen und mit einem kleinen Turm versehen. Das Gebäude erinnerte mich an eine Kapelle. Als ich mich wieder umdrehte, da versuchte Mikail soeben noch, meinem Blick auszuweichen.
»Was hast du?« fragte ich.
»Nichts.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Du siehst aus wie jemand, der etwas Bestimmtes entdeckt hat.«
»Kann sein, aber das soll uns nicht stören.«
Ich deutete gegen das Gitter. »Dahinter liegt ein Haus. Es sieht aus wie eine Kapelle. Könnte es sein, daß ich dort hinein muß, um mein Ziel zu finden?«
Mikail drehte die Handflächen nach außen. »Es ist alles möglich, John, alles.«
Ich lächelte und schlug ihm leicht auf den Rücken. »Okay, mein Freund, ich habe verstanden.«
»Vorerst sollten wir uns erfrischen. Etwas waschen. Warten bis zur Dämmerung. Ich werde mit dir zu einem Freund gehen. Du mußt ihn sehen, denn er muß dir auch sein Wort geben. Ohne seine Zustimmung kannst du hier nichts erreichen.«
»Dann laß uns gehen.«
»Diesmal gebe ich dir recht, John. Es ist wirklich anders als sonst hier.«
Den schnellen Gedankensprung verstand ich nicht und erkundigte mich nach dem Grund.
»Die Stille ist nicht gut«, murmelte er.
»Man sieht keinen Menschen.«
»Ja, auch das.«

»Und du kannst dir nicht vorstellen, daß sich die Mönche zur Ruhe gelegt haben?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich möchte auch nicht an die ewige Ruhe glauben, obwohl«, er hob seine Schultern an und räusperte sich, »obwohl ich nichts ausschließen kann. Die Zeiten haben sich geändert. Nicht nur du bist der Lade auf den Fersen. Auch andere versuchen, an sie heranzukommen. Sie sehen sich als die rechtmäßigen Besitzer an.«

»Die Gruppe um Lalibela?«

»Ja.«

»Ich weiß zuwenig über sie.«

Mikail hob die Schultern. »Sie sind nicht gut, John. Nicht nur das. Sie sind schlecht. Aber sie müssen achtgeben. Auch ihnen ist es nicht gestattet, so einfach an die Lade heranzukommen, denn es gibt noch andere, die aufpassen.«

»Und vor diesen anderen haben die Mitglieder um Lalibelas Gruppe große Angst?«

»Ich denke schon.«

»Wo könnten sie denn sein?«

Wieder schaute sich Mikail um. Er hob dabei die Schultern. »Sie halten sich versteckt, wenn sie hier sind oder hier waren. Auch sie wollen den Einbruch der Dunkelheit abwarten. Bis dahin können wir uns noch umschauen. Hoffentlich finden wir Hagir. Er ist mein Freund, er ist etwas Besonderes. Er würde sein Leben für unser Allerheiligstes hingeben. Komm mit, John.«

Ich hatte ihn eigentlich noch nie nervös erlebt, das jedoch hatte sich nun geändert. Plötzlich war er nervös geworden oder unruhig.

Nicht so wie bei einem modernen Menschen. Er schaute sich nur forschender um und schüttelte einige Male den Kopf. Ich wollte ihm auch nicht vorschlagen, nach irgendwelchen Personen zu rufen. Er kannte sich hier aus. Ich war nur der Gast.

»Bitte, John, ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es ist schon seltsam. Das Fest war eine günstige Gelegenheit.«

»Für was?« Ich mußte so fragen, weil ich seinem Gedankengang nicht folgen konnte.

»Für die Bluttaten.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, flüsterte ich.

»Hoffentlich war er nicht hier.«

Seine Erklärungen hatten es geschafft, auch in mir die Unruhe wachsen zu lassen. Ich versuchte, in die schattigen Lücken zwischen den Häusern zu schauen, aber die Gassen waren einfach zu eng und die Schatten zu tief, als daß ich hätte etwas erkennen können.

»Wo lebt dein Freund Hagir?«

»Wir gehen jetzt zu seiner Hütte. Er lebt und schläft dort nicht allein. Komm!«

Der Weg führte uns weg von der Kapelle. Direkt hinein in die dunkle Gasse, wo wir tatsächlich von den Schatten verschluckt wurden. Zwischen den Wänden war es nicht kühler. Hier stand die Luft.

»Riechst du nichts?« fragte ich.

»Meinst du den Staub?«

»Nein, der Geruch. Blut…«

Er preßte die Lippen zusammen und drehte sich sofort wieder um.

Er wollte nichts sagen, ging schnell weiter und blieb vor einer schiefen Hütte stehen.

Es gab keine Tür. Dafür einen Vorhang, der aber zur Hälfte zurückgeschoben war. Ich peilte über Mikails Schulter hinweg in das Innere, wo ich jedoch nicht viel erkennen konnte.

Auf dem Boden waren die Schatten in der Überzahl. Aber nicht nur deshalb wirkte er so grau, er war auch von Natur aus dunkel.

»Ich rieche es auch, John.«

Mikails Stimme hatte gezittert. Ich ahnte, daß uns eine schreckliche Entdeckung bevorstand und wollte sie ihm ersparen. »Laß mich zuerst hineingehen«, bat ich ihn und schob ihn schon zur Seite, was er auch widerstandslos mit sich geschehen ließ.

Dann betrat ich diese enge Hütte, die nicht mehr lange dunkel blieb, denn ich hatte meine Taschenlampe hervorgeholt und sie eingeschaltet. Es mochte Zufall sein, daß mein Arm nach rechts gezuckt war, aber der Kegel traf die Wand.

Eine dunkle, nasse Wand!

Ich ging einen Schritt näher. Der Bereich der niedrigen Tür lag jetzt hinter mir, und ich konnte mich vorsichtig aufrichten. Mit den Haaren erreichte ich die Decke!

Die Farbe der Wand konnte ich ausmachen. Dabei handelte es sich um ein dunkles, übel riechendes Rot. Kleine Punkte klebten darauf, die sich manchmal zuckend bewegten. Es waren die vom Blutgeruch angezogenen Fliegen.

An der Wand klebten mehrere Blutstreifen, die aussahen wie ein Gitter mit unterschiedlich hohen Stäben. Nur waren sie nicht normal gerade, sondern verlaufen. Nach unten hin wurden sie breiter. Und dort, wo Wand und Fußboden zusammentrafen, lag eine verkrümmte Gestalt. Ich kannte den Mann nicht, aber ich wußte, daß es nur Mikails Freund Hagir sein konnte.

In diesem Augenblick hatte der Fall eine völlig neue Dimension bekommen, und ich wußte, daß ich noch verdammt weit von meinem eigentlichen Ziel entfernt war.

***

Ich war so tief in Gedanken versunken, daß ich Mikail erst sah, als er an mir vorbeigeeilt war und sich neben den Bewegungslosen gekniet

hatte. Er umfaßte ihn, er sprach mit ihm, aber er bekam keine Antwort. Auch dann nicht, als er ihn mit beiden Händen abtastete, die Arme anhob, sich drehte und damit in das Licht der Lampe hineingeriet, die gegen seine blutigen Handflächen strahlte. Ein klagender Laut drang aus seinem Mund, der sich schrecklich anhörte. So hätte auch ein verwundetes Tier wimmern können.

»Hagir?« fragte ich.

Er nickte.

»Ist er tot?« wollte ich wissen.

»Seine Brust ist voller Blut«, erklärte mir Mikail mit gepreßt klingender Stimme.

»Darf ich nachschauen?«

»Ja, bitte…« Er stand nicht auf, sondern kroch zur Seite, um mir Platz zu schaffen.

Ich leuchtete den Mann an, als ich neben ihm stand. Etwas irritierte mich. Nicht an der liegenden Gestalt. Es war mehr eine Bewegung, die ich an der linken Seite wahrnahm. Ein vorbeihuschender Schatten, der mich neugierig machte, so daß ich den Kopf drehte.

An der linken Seite lag auch das Fenster. Klein, viereckig, nicht mehr als eine Luke. Natürlich ohne Glas. Es verwehrte auch kein Gitter meine Sicht.

Dort hatte sich der Schatten bewegt.

Hatte! Jetzt war nichts mehr zu sehen, und ich überlegte, ob ich ihn mir nicht nur eingebildet hatte. Von Mikail erlebte ich keine Reaktion. Er hatte ihn nicht gesehen, zudem war er zu erschüttert, um auf äußerliche Vorgänge achten zu können.

Mich reizte es, nach draußen zu laufen und die Umgebung zu untersuchen. Statt dessen blieb ich hier und senkte die Lampe, so daß der Strahl die Person erfaßte.

Nicht nur sie, auch die Wunde!

Sie sah schrecklich aus, und sie war tief. Von einer Kugel stammte sie nicht. Hier hatte jemand mit einer alten Waffe zugestochen. Mit einem Schwert oder einer Lanze. Vielleicht auch mit einer breiten Messerklinge.

Das Gesicht des Mannes zeigte tiefe Furchen. Blut bedeckte auch seinen Bart.

Ich wurde wieder an den Vorgang in der Kathedrale von Chartres erinnert, als ich neben einem Menschen im Beichtstuhl gekniet hatte, dem es ähnlich ergangen war. Nur war er von Kugeln durchbohrt worden.

Ich wollte mich schon abwenden, als ich das Zucken im Gesicht der Person sah. Es war keine Einbildung gewesen, denn das Licht aus meiner Lampe war hell genug. Der Mann hielt sogar die Augen offen. Von unten her schaute er mich an. Und nicht nur im Gesicht zuckte es,

auch die Augen bewegten sich.
Er lebte.
Ich holte tief Luft. Dann drehte ich mich um. »Mikail!« zischelte ich.
Mein neuer Freund rührte sich nicht. Erst als ich ihn noch einmal ansprach, kam Bewegung in ihn. Er drehte sich um und kam langsam auf mich zu.
»Er lebt, Mikail!«
»Was hast du gesagt?«
Ich stand auf. »Er lebt noch. Komm endlich! Vielleicht kannst du mit ihm sprechen. Auf mich hat er jedenfalls den Eindruck gemacht, als wollte er reden.«
Mikail konnte es nicht glauben. Aber er kam, und jetzt schuf ich ihm Platz. Der Hüter ging in die Knie. Ich hörte ihn sprechen. Er legte auch seine Hände gegen die Wangen des Schwerverletzten. Die Worte verstand ich nicht, aber ich bekam mit, wie Mikail mit schwacher Stimme Antworten erhielt.
Ich zog mich zurück, um nicht zu stören. Dabei nutzte ich die Gelegenheit, um einen Blick nach draußen zu werfen, denn die Bewegung am Fenster hatte ich nicht vergessen.
Nein, da war nichts zu sehen. Auch an der rechten Seite der Hütte nicht. Es war auch nichts zu hören. Nur hinter meinem Rücken flüsterten die beiden Männer.
Ich zog mich wieder in die Hütte zurück. Nichts lief glatt, gar nichts. So dicht vor dem Ziel baute sich plötzlich die verdammte Mauer auf. Sie mußte ich noch überwinden.
Ein Kloster, in dem es keine Mönche mehr gab. Der schwerverletzte Mann in seiner Hütte. Die Stille. Die Oase, an der das Timkat-Fest vorbeilief.
Da stimmte einiges nicht. Ich fragte mich, wie es in den anderen Hütten aussah und überlegte, wer den alten Mann ermordet hatte.
Ich kannte die Antwort nicht. Aber ich ging davon aus, daß der oder die Killer sich noch in der Nähe hier aufhielten. Sie hatten etwas Schreckliches in Gang gesetzt und den Weg zur Lade noch verlängert.
Mich trieb es zu ihr. Ich ging davon aus, daß sie in der Kapelle aufbewahrt wurde und nicht in der großen Kirche, die man extra für sie gebaut hatte. Nur war ich nicht der einzige, der sich für die Lade interessierte. Grundlos war der Mönch bestimmt nicht gestorben. Es konnte durchaus sein, daß man ihn auch gefoltert hatte, um an bestimmte Informationen zu gelangen.
»John!«
Mikails zittrige Stimme sorgte dafür, daß ich mich umdrehte.
Er schaute mich an.
Ich wartete auf ihn. Er nickte. Dann kam er langsam näher. Seine Füße schlurften dabei über den Boden. Den Blick hielt er gesenkt.

Mir war klar, daß er mir etwas Schreckliches mitteilen würde.
Ich kam ihm damit zuvor. »Er ist tot, nicht wahr?«
»Ja«, drang es stöhnend über Mikails Lippen. »Hagir ist tot.«
Ich ließ die Nachricht, mit der ich schon gerechnet hatte, auf mich wirken und sagte dann mit leiser Stimme: »Aber er hat dir noch etwas sagen können, nicht wahr?«
Mikail schwieg. Vielleicht wollte er auch noch nachdenken.
Schließlich sagte er: »Hagir hat noch gesprochen.«
»Redete er über seine Mörder?«
»Er versuchte es.«
»Hat er gesehen, wer…?«
Mikail schüttelte den Kopf und schaute dabei zur Decke. »Er hat nicht viel gesehen, denn sie waren wie Schatten. Wie böse, mordende Schatten. Sie fielen hier ein.«
»Es waren also mehrere?«
»Ja, ich glaube schon. Aber Hagir ist geblieben. Die anderen konnten noch fliehen. Ich weiß nicht, ob es alle geschafft haben. Nur Hagir wollte nicht.«
»Haben die Männer mit ihm gesprochen? Haben sie etwas von ihm erfahren wollen?«
»Auch das«, flüsterte Mikail.
»Was wollten sie?«
»Die Lade. Sie wollten sie stehlen.«
Ich erschrak und dachte etwas weiter. Wenn diese Mörder in das Gebiet des Klosters eingedrungen waren, dann war es ihnen auch nicht schwergefallen, an die Lade heranzukommen. Es hatte schließlich keinen gegeben, der sie daran hätte hindern können. »Müssen wir davon ausgehen, daß die Lade gestohlen wurde?«
»Nein. Das glaube ich nicht, John. Man kann nicht einfach zu ihr gehen. Man muß innerlich rein sein. Sie ist ein Schatz, verstehst du? Sie ist etwas Besonderes, sie hat in früheren Zeiten getötet. Man darf nicht einfach hingehen und sie anfassen. Es sei denn, man ist ein Auserwählter.«
»Würde das auf mich zutreffen?« fragte ich.
»Du mußt es versuchen. Du trägst das Schwert des König Salomo. Es könnte der Schlüssel sein.«
»Dann wäre meine Reise nicht umsonst gewesen.« Über meine Lippen huschte ein Lächeln. »Wenn ich dir jetzt sage, daß ich zu ihr gehen möchte, bist du damit einverstanden?«
»Das bin ich.«
»Gut. Ich auch.« Plötzlich war ich nervös. Mir fehlten einfach die Worte. Die Kehle war zu. Gleichzeitig wußte ich, daß es nicht so einfach werden würde. Nichts ging hier ohne Sicherheit. Es kam noch etwas hinzu. Dieses Gebiet war von einer Mördertruppe besucht

worden. Von Menschen, die rücksichtslos töteten, und ich wußte nicht, zu welcher Gruppe sie gehörten. Die Killer wie in der Kathedrale waren es meiner Ansicht nach nicht. Sie hätten geschossen und nicht mit irgendwelchen archaischen Waffen zugeschlagen.

»Du hast die Mörder nicht vergessen, John?«

»Wie könnte ich? Deshalb habe ich auch Angst um dich. Das sind Leute, die keine Gnade kennen. Sie sind eiskalt. Sie morden rücksichtslos. Es ist wohl besser, wenn ich allein zur Lade gehe. Ohne dich. Bleib du im Hintergrund.«

»Nein, John. Wir bleiben zusammen. Wenn es dann soweit ist, lasse ich dich in Ruhe. Aber einer sollte schon auf den anderen achtgeben. Nur so kann es laufen. Wir stehen vor einer tiefgreifenden Entscheidung.«

»Und müssen damit rechnen, daß sich die Mörder noch hier in der Gegend herumtreiben. Ich glaube sogar, einen Schatten am Fenster gesehen zu haben.«

Mikail nahm die Nachricht emotionslos auf. »Ja, das ist wohl möglich«, sagte er. »Sie bereiten alles vor. Es geht nichts, ohne bestimmte Regeln einzuhalten.«

Das hatte sich angehört, als wüßte er mehr. »Kannst du mir noch etwas sagen?« fragte ich deshalb.

»Nein, John Sinclair, das kann ich nicht. Das Schicksal hat seinen Bogen geschlagen. Wir sind in diesen Kreis hineingeraten, und werden ihn so schnell nicht wieder verlassen können. Bestimmte Stellen sind jetzt besetzt. Es mußte alles so kommen.«

»Beziehst du mich damit hinein?«

»Du bist so etwas wie der lebende Schlüssel. Wenn es überhaupt jemandem gelingt, an die Lade heranzukommen, dann bist du es, John. Das wissen wohl auch andere.«

»Und du kannst mir nicht sagen, wer diese anderen sind? Oder möchtest du darüber nicht sprechen?«

»Es ist besser, wenn du gewisse Dinge selbst erlebst. Hagir ist tot. Er wird uns nichts mehr sagen können, aber er hat seine Mörder gesehen und weiß, daß sie es nicht einfach haben. Es kann sein, daß sie dich benutzen oder mich. Ich weiß es nicht. Wenn du von Verstecken sprichst, dann gebe ich dir recht. Sie halten sich bestimmt hier verborgen, aber ich weiß, daß sie die Kapelle noch nicht betreten haben. Sie wollen zwar, aber es fehlt ihnen der Mut.«

Ich hatte mich über Mikails Worte gewundert und schüttelte leicht den Kopf. »Du bist wirklich informiert«, gab ich zu. »Das hätte ich nicht gedacht.«

Er winkte ab. »Ja, das mag alles sein. Ich hatte Zeit genug, mich vorzubereiten. Ich habe Augen und Ohren offengehalten, gesehen, gehört, registriert und weiß jetzt, daß in diesem Jahr alles

zusammenkommen wird. Es sind die Nachfolger, die Anhänger Lalibelas. Ihnen gehört die Lade. Der Meinung jedenfalls sind sie und…«

»Aber ich habe sie erlebt!« unterbrach ich den Wächter. »Sie sahen in der Kathedrale wirklich nicht aus wie Lalibelas Anhänger. Es waren Killer, die Angares töteten. Das mußt du dir auch einmal vor Augen halten.«

»In einem fremden Land sind auch sie fremd, John.«

»Bitte genauer.«

»Sie werden Menschen gekauft haben, die in ihrem Sinne handeln. So sieht die Lösung aus. Es gibt nur wenige unter ihnen, die sich im Ausland bewegen. Dort setzen sie zumeist Frauen ein, die Lalibelas Willen durchsetzen wollen.«

»Frauen, die morden?«

»Nein, nein, so sehen sie das nicht. Sie handeln nur in seinem Sinne. Das schließt auch den Mord mit ein.«

»Ah, jetzt verstehe ich.« Meine Lippen verzogen sich zu einem schiefen Grinsen. Die Aussichten waren nicht besonders, aber so etwas war ich gewohnt. Ich merkte, wie es in mir kribbelte, und ich richtete meinen Blick auf Mikails Gesicht. Er hielt sich mit einer Antwort zurück. Kein Wort drang aus seinem Mund. Er sah aus wie ein Mensch, der stark nachdachte und sich dabei auf etwas Bestimmtes vorbereitete.

Ich drehte den Kopf, damit ich gegen das Fenster schauen konnte.

Draußen war es noch dunkler geworden. Die Sonne ging allmählich im Westen unter. So hatten die Schatten länger werden können und sich in die schmale Gasse vorgetastet.

»Dann laß uns gehen, mein Freund.«

Mikail hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Ich dachte daran, wie oft ich diesen Satz schon gehört hatte, aber ich wollte ihn auf keinen Fall vorgehen lassen. An der Schulter hielt ich ihn zurück. »Den Anfang mache ich.«

»Ja, gut.«

Bevor ich die Hütte verließ, zog ich das Schwert aus dem Gürtel.

Ich wußte nicht, ob es half, außerdem war ich nicht unbedingt ein Könner im Umgang mit dieser Waffe, aber es war das Schwert des Salomo und deshalb etwas Besonderes. Es konnte auch sein, daß ich die möglichen Feinde durch dieses Schwert beeindruckte. Ich mußte mit Lalibelas Anhängern rechnen, aber ich konnte sie leider nicht einstufen, weil sie mir noch nicht über den Weg gelaufen waren.

Durch Mikail hatte ich erfahren, daß sie auf etwas Altem aufbauten. Wahrscheinlich auf den Zeiten, in denen Lalibela regiert hatte.

Aber was war dieses Alte? Woraus bestand es?

In der Tür blieb ich stehen. Mein Blick glitt nach vorn, und ich sah,

daß der fortgeschrittene Tag die Umgebung auch verändert hatte.

Zunächst einmal fiel mir die ungewöhnliche Stille auf, in die ich auch hineintrat. Es war tatsächlich stiller geworden, denn das Plätschern des Wassers klang deutlicher an meine Ohren.

Staub schwebte ebenfalls in der Luft. Ich sah ihn als feine Fahnen golden in den letzten Sonnenstrahlen schimmern. Die Farbe der Sonne ging allmählich über in ein orangefarbenes Rot.

Die Stille wirkte belastend. Sie drückte auch gegen die Kuppe der Kirche, auf der das große Kreuz seinen Platz gefunden hatte. Wie ein Symbol des Vertrauens ragte es in den Himmel hinein. Sehr hoch, breit und mächtig.

Meine Blicke verharrten in einer gewissen Höhe. Ich wollte soviel wie möglich von der Umgebung sehen und schaute nach rechts hinüber, wo die Kapelle stand.

Einsam. Geduckt, wenn ich sie mit der mächtigen Kirche verglich.

Wie verloren, aber trotzdem so wertvoll wie…

Der Vergleich verlor sich.

Mein Herz schlug schneller.

Das Blut stieg mir in den Kopf. Meine Wangen glühten, denn mit diesem Anblick hatte ich nicht gerechnet.

Ich hatte über die flachen Dächer hinweggeschaut, und genau dort standen sie und hatten sich verteilt.

Männer, die lange Umhänge oder Mäntel trugen. Keine hellen, sondern dunkle. Ich zählte sie nicht, weil ich noch zu überrascht war. Nicht wegen dieser Aufpasser, mir ging es um die Mäntel, die etwas Besonderes aufwiesen.

Das Kreuz der Templer!

***

Ein Schauder erfaßte mich, rieselte über meinen Körper und erreichte sogar die Beine. Es war in der Tat eine Überraschung für mich, obwohl ich bei einigem Nachdenken hätte selbst darauf kommen müssen.

Mikail hatte von den Nachfolgern der Menschen gesprochen, die sich damals mit Lalibela zusammengetan hatten. Und das waren eben die Templer gewesen. Weit weg von der Heiligen Stadt und dem Heiligen Land hatten sie die Kirchen gebaut. Sie waren wohl nicht alle zurückgekehrt. Einige von ihnen mußten im Land geblieben sein. Sie waren eben die Stammväter der Gestalten auf den Dächern.

Mikail stand neben mir. Ich hatte ihn nicht gehört, aber er hatte mich beobachtet und so lange gewartet, bis ich meinen Schock überwunden hatte. »Das Kreuz der Templer dürfte dir ja nicht neu sein, John. Jetzt weißt du, wer Lalibelas Anhänger sind und wer die Herrschaft hier in Äthiopien antreten möchte.«

»Ja, du hast recht. Aber ich hätte es wirklich wissen müssen. Schade, daß ich nicht von allein darauf gekommen bin.«

»Wie stehst du zu ihnen?«

Es war eine Frage, die mich in einer anderen Situation amüsiert hatte. Nur war mir der Spaß vergangen, und der unsichtbare Berg als Hindernis auf dem Weg zur Bundeslade wuchs immer höher.

»Ich kenne sie, Mikail. Templer sind meine Freunde. Aber nicht alle. Es gibt eine Gruppe, die dem Dämon Baphomet dient. Die ihm alles geweiht hat. Körper und auch Seele. Aber jetzt habe ich erfahren müssen, daß noch eine dritte Gruppe von Templern existiert, und ich weiß im Moment nicht, wie ich sie einschätzen soll.«

»Es sind Mörder, John. Denk an Hagir.«

»Da hast du recht. Nur weiß ich nicht, ob sie einem Dämon zugetan sind. Daran kann ich nicht so recht glauben. Ihnen geht es einzig und allein um die Lade. Da ist ihnen jedes Mittel recht, auch Mord. Nur frage ich mich, weshalb sie noch nicht in die Kapelle eingedrungen sind. Es wäre doch leicht gewesen.«

»Nein«, widersprach Mikail. »Es hört sich nur leicht an. – Ihnen fehlt der Schlüssel.«

»Das Schwert also.«

»Ja, und das hast du. Sie haben es nicht bekommen können. Du bist stärker gewesen und…«

»Nein, nein, nicht ich«, unterbrach ich ihn murmelnd. »Es ist der Geist einer Hellseherin gewesen. Donata hat mir das Schwert gebracht. Als hätte sie genau gewußt, wie mein Schicksal ablaufen würde.«

»Schicksal oder Fluch?«

»Vielleicht beides.«

Mikail hob den Arm ein wenig an. »Sie haben auf uns gewartet. Sie haben gewußt, was hier ablaufen würde. Es ist alles in die Reihe gekommen. Jetzt mußt du handeln.«

»Ich werde gehen.«

»Das dachte ich mir. Du bist kein Mensch, der so dicht vor dem Ziel einen Rückzieher macht.«

»Das sicherlich nicht.«

Ich schaute mir die Gestalten auf den Dächern noch einmal an. Sie hatten sich gut verteilt und konnten in meine Richtung schauen.

Sechs zählte ich aus meinem Blickwinkel, wobei ich davon ausgehen mußte, daß sich noch welche hinter uns auf den Dächern der Hütten aufhielten. Sie hatten einen Kreis geschaffen, eine Falle. Wenn wir versucht hätten, das Gelände zu verlassen, dann wäre es von ihnen verhindert worden.

Sie bewegten sich nicht. Wenn etwas wallte oder flatterte, dann waren es ihre Umhänge, gegen die der Wind strich. Sie wirkten

dunkel. Die allmählich untergehende Sonne stand in ihrem Rücken und leuchtete sie an. Auf den Köpfen trugen sie keine Helme. Die Umhänge bedeckten auch keine Rüstungen. Es waren moderne Templer, diese Nachkommen der alten Kreuzfahrer.

»Ich weiß nicht, ob man mich so einfach in die Kapelle hineinlassen wird…«

»Doch«, sagte Mikail. »Sie werden dir keine Steine in den Weg legen. Du bist für sie der Schlüssel. Nur werden sie dafür sorgen, daß du das Gebäude nicht verlassen kannst.«

»Leider.«

Die Antwort paßte Mikail nicht. »Wärst du denn jetzt geflohen?«

»Nicht ganz. Ich wäre nur zu einem anderen Zeitpunkt zurückgekehrt. Das läßt sich nicht mehr machen. Drück mir die Daumen. Ich weiß nicht, was mich erwartet.«

»Etwas Großes, John. Etwas Gewaltiges. Das kann ich dir versprechen.«

Es kam mir so vor, als hätten die Templer unsere Worte genau verstanden. Kaum hatte ich den letzten Satz ausgesprochen, da setzten auch sie sich in Bewegung.

Sie fingen damit an, von den Dächern zu klettern. Ich hörte auch über mir die entsprechenden Geräusche und schaute kurz in die Höhe. Am Dachrand malte sich der Schatten ab. Er bewegte sich, und sein Umhang schwang hoch wie der Flügel eines großen Vogels.

Dann sprang der Mann in die Tiefe. Seine Aktion war für mich wichtiger als die der anderen. Deshalb drehte ich mich um, damit ich ihn anschauen konnte.

Er war normal aufgekommen. Seine Freunde sammelten sich in den Gassen. Sie würden sicherlich auch erscheinen, aber der Mann vor mir war wichtiger.

Ich schaute ihn an. Wir musterten uns. Im Gegensatz zu mir hatte er sehr dunkle Haare. Sein Gesicht war schmal. Die Nase leicht gebogen. Die Augen lagen wie schattige Kreise in den Höhlen. Über ihnen wirkten die beiden Brauen wie mit dem Lineal gezogen. Diesen Mann umgab das Flair eines Anführers.

Er schaute nicht nur mich an, sondern auch das Schwert. Da er den Kopf gesenkt hielt, erkannte ich die Reaktion in seinem Gesicht nicht. Er war noch abgelenkt, und ich flüsterte Mikail zu: »Kennst du diese Person?«

»Nein, ich habe den Mann nie gesehen.«

»Gut, dann werde ich versuchen, seinen Namen zu erfahren.«

»Ich heiße Hagir.«

»Was?« Jetzt zuckten Mikail und ich zusammen. Denn diesen Namen kannten wir. Hagir hatte auch der Mann geheißen, der noch vor kurzem gestorben war. Im Gegensatz zu ihm sprach dieser Hagir

englisch, und er hatte auch unsere Verwunderung mitbekommen.
»Es gibt viele Menschen mit diesem Namen. Aber er war ein Onkel von mir.«
»Und wurde trotzdem getötet?« flüsterte ich.
»Ja. Er wollte es nicht anders.«
Ich schüttelte den Kopf. »Welcher Mensch geht schon freiwillig in den Tod?«
»Wir haben ihn gewarnt. So wie wir alle Mönche hier gewarnt haben. Aber sie hörten nicht. Sie wollten nicht hören. Dafür mußten sie büßen. Wir gaben ihnen die Chance zur Flucht. Nicht alle haben sie genutzt. Unter ihnen befand sich auch Hagir.«
»Und wer tötete ihn?« fragte ich.
»Einer von uns.«
Ich schaute mir den Mann an. Er war ruhig, aber er war zugleich auch ein Fanatiker, denn in ihm mußte das Feuer einer bestimmten Revolution lodern. Die Blicke galten allein mir, Mikail war für ihn nicht interessant. Er nickte mir dann zu, bevor er mich ansprach. »Es ist ein weiter Weg gewesen von Chartres bis hierher. Aber jetzt bin ich froh, daß alles so gekommen ist. Daß du den Schlüssel besitzt. Das Schwert des Salomo ist ein kostbarer Schatz. Setze ihn richtig ein. Verschleudere ihn nicht.«
Ich überlegte bereits, ob ich mich weigern sollte, die Kapelle zu betreten. Dort stand die Lade. Sie war ein großes Geheimnis. Das sollte sie auch bleiben. Ich wollte nicht den Trottel für die anderen spielen und ihnen den Weg freimachen. »Es stimmt, daß ich den Schlüssel in Form des Schwertes besitze. Aber ich brauche ihn nicht einzusetzen, denn ich habe niemals mit Mördern zusammengearbeitet. Daran solltest du auch denken. Es gibt die Lade. Das reicht mir.«
»Aber uns nicht!«
»Es muß mich nicht stören.«
Hagir lächelte eisig. »So dicht vor dem Ziel kehrt niemand um, John.« Meinen Namen kannte er also auch. »Der Kreis ist immer offen gewesen, doch nun hat er sich geschlossen. Damit mußt du dich abfinden. Und auch damit, daß du der Mittelpunkt bist. Du wirst uns den Weg ebnen, denn wir sind die rechtmäßigen Eigentümer der Lade.«
Seine Stimme hatte so geklungen, als duldete er keinen Widerspruch. Neben mir stöhnte Mikail leicht auf. Ihm waren die Erklärungen ebenfalls aufgestoßen.
»Das klingt nicht nur arrogant. Das ist sogar noch eine Stufe dar über. Was bringt euch dazu, hier als wahre Besitzer oder Hüter der Bundeslade zu fungieren?«
»Unsere Abstammung.«
»Die Templer also?«

»Ja, die alten Templer. Damals sind sie hier in diesem Land gewesen und haben sich mit Lalibela verbündet. Diese Zeit tauchte unter, aber sie war nicht vergessen. Meine Freunde und ich haben uns wieder daran erinnert und gemerkt, daß wir die wahren Herrscher Äthiopiens sind. Wir sind die Anführer. Teile des Volkes stehen ebenfalls hinter uns. Sie wollen wieder einen König haben, und Lalibela war ein großer und mächtiger Regent. Das Volk hat ihn geliebt, es hat ihn vergöttert, und unsere Vorfahren haben durch die Kirchen ihre Zeichen hinterlassen. Es mußten Jahrhunderte vergehen, bis sich Männer wie wir zusammenfanden. Männer mit derselben Abstammung. Wir gründeten die Rebellenpartei, und wir werden demnächst das Land regieren. Auch mit deiner Unterstützung, John Sinclair.«

»Dazu gehören zwei!«

Er behielt sein Lächeln bei. Er wirkte cool. »Glaubst du tatsächlich noch an einen Rückzieher?«

»Ich werde es tun.«

»Wir sind in der Überzahl.«

Das brauchte er mir nicht zu sagen, das sah ich. Die anderen Templer hatten sich an uns herangeschlichen. Sie standen wie Schattenfiguren in einem Halbkreis vor uns. Bereit, einzugreifen, wenn es die Lage erforderte.

Einschüchtern ließ ich mich trotzdem nicht. »Ich werde euch das Schwert überlassen. Ja, Hagir, du kannst es haben. Nimm es und betritt mit ihm zusammen die Kapelle. Dort kannst du dich der Lade nähern, denn dann bist du geweiht.«

»Ich will es nicht.«

»Hast du Angst?«

»Nein, aber es bedarf eines anderen Menschen, um die Kapelle zu betreten.«

»Warum?«

»Weil es nicht um das Schwert allein geht. Du besitzt noch etwas anderes, das wissen wir.«

»Was sollte das sein?« Die Antwort wußte ich schon, aber ich ließ sie mir trotzdem sagen.

»Es ist nicht zu sehen, aber ich weiß, daß du es bei dir trägst. Das Kreuz.«

Ich schwieg. Er hatte recht. Das Kreuz war mir in der letzten Zeit nicht in den Sinn gekommen. Aber jetzt, wo ich dicht vor dem Ziel stand, sahen die Dinge schon wieder anders aus.

Ich war der Träger. Ich war der Sohn des Lichts. Der vorläufig letzte in der Kette. Bei mir funktionierte es. Ich kannte seine Aktivierungsformel. Den Templern vor mir war sie nicht bekannt. Auch mußten sie ihre Pläne nach dem Anschlag geändert haben. Ich

war mir nicht sicher, ob mich die beiden Killer in der Kathedrale hatten töten sollen. Ich war gewissermaßen Beiwerk gewesen, ein Zeuge.

Es war der Gruppe um Hagir eigentlich nur um Angares gegangen und darum, daß er nicht zuviel verriet. Wahrscheinlich auch nichts über die Rebellen aus der Templer-Szene.

Allmählich fügten sich die Puzzlestücke zusammen. Der Durchblick war mir gestattet, obgleich ich damit rechnete, daß ich noch viele Steine würde aus dem Weg räumen müssen.

Hagir betrachtete den Himmel.

Rot beherrschte er im Westen die Szenerie. Da war das Tor eines gewaltigen Ofens geöffnet worden. Und in dessen Mittelpunkt schimmerte das Rund der Sonne. Dicht, fast blutrot. Als wollte es ein Zeichen setzen.

»Es wird Zeit, daß du die Kapelle betrittst. Niemand wird uns stören. Das Fest wird auch noch die Nacht über weitergehen. Wir haben hier unsere Ruhe. Du wirst den Bann brechen, der die Lade umgibt. Du bist derjenige, der es kann.«

»Aber ich will nicht mehr. Ich habe mich entschieden. Ich kann nicht mit Mördern zusammenarbeiten. Du weißt selbst, wer ich bin. Der Sohn des Lichts. Der Besitzer des Kreuzes. Das müßte euch schon reichen, um zu erkennen, daß ich mich nicht auf eure Seite stellen kann. Ich bin gekommen, habe Strapazen auf mich genommen und werde die Kapelle auch betreten, aber allein.«

»Das sollst du auch.« Hagir schüttelte den Kopf. »Niemand wird dich daran hindern. So hatten wir es vorgesehen, denn nur du kannst den Schutzbann brechen.«

»Er soll bleiben.«

»Es ist zu spät, John Sinclair!«

Neben mir schrie Mikail leise auf, als wollte er durch diesen Laut meine Bemerkung unterstreichen. Aber das war nicht der Grund seines Schreis. Versteckt, aus dem Hintergrund schleichend, war jemand dicht vor Mikail herangetreten und hatte ihm die Mündung einer kurzläufigen Maschinenpistole gegen den Hals gedrückt.

Wenn dieser Mensch abdrückte, würde der Kopf meines neuen Freundes in zahlreichen Stücken gegen den roten Himmel fliegen.

Ich sah es, und ich sah auch Mikail, der sich nicht bewegte. Und ich sah das finster entschlossene Gesicht des MPi-Trägers.

»Ist das ein für dich überzeugendes Argument?« fragte mich Hagir.

Das war es. Es gab auch noch andere, denn die Männer vor mir hielten jetzt ebenfalls Schußwaffen in den Händen. Keine Maschinenpistolen, aber Revolver oder Pistolen.

»Ja, es ist überzeugend.«

»Dann steht unserem kleinen Ausflug ja nichts mehr im Wege.«

Hagir lächelte, seine Augen blitzten. »Keine Angst, in der Kapelle ist es nicht zu dunkel. Dort brennen immer geweihte Kerzen.«

»Ja, ich habe verstanden.«

»Nein, John, bleib!«

***

Mikail hatte gesprochen. Mein rechter Fuß, den ich schon nach vorn gestreckt hatte, zuckte wieder zurück, was Hagir überhaupt nicht gefallen konnte.

Für einen Moment verlor er die Fassung. Haß und Zorn entstellten sein Gesicht. Seine rechte Hand verschwand unter dem Umhang. Sie kehrte mit einem Messer zurück, dessen breite Klinge leicht geschwungen war, so daß sie aussah wie eine erstarrte Flamme aus Metall.

»Willst du sterben wie der andere Hagir? Soll ich dir die Kehle durchschneiden oder dir das Messer in den Leib rammen, wie wir es schon getan haben?« Er kam drohend noch näher. »Willst du das?«

Blitzschnell sauste die Klinge nach vorn. Die Spitze verschwand in Mikails Bartgestrüpp. Ich rechnete nicht mit dem Schlimmsten. Hagirs Worte hatten mehr nach einer Drohung geklungen. Es dauerte nicht lange, da zog er das Messer wieder hervor, aber Mikail war schon zusammengezuckt, als ihn die Klinge bedroht und sogar berührt hatte.

Blut schimmerte nicht nur auf dem Metall. Dunkle Flecken waren auch in dem Bart entstanden.

»Es war die letzte Warnung!« erklärte Hagir. Er schaute mich wieder an. »Es liegt an dir, Sinclair.«

»Das weiß ich.«

»Dann geh endlich!«

»Nur mit der Ruhe«, sagte ich und schaute Mikail an. Er bewegte sich nicht, aber er deutete ein Kopfschütteln an. Ich sah darüber hinweg. Es hatte genug Tote gegeben, und ich wollte nicht, daß so sinnlos jemand in meinem Beisein starb. Außerdem war die Schlacht noch nicht geschlagen. Diese Templer fürchteten sich vor der Lade und auch vor ihrem Bann.

Ich mußte daran denken, daß die Bundeslade bei den Israeliten auch als Kriegswaffe eingesetzt worden war. Da hatte sie Tod und Vernichtung verbreitet. Auf sie führte man die Ausbreitung schwerer Krankheiten und Seuchen zurück. Deshalb war es möglich, daß sich ein Teil dieser Kraft noch erhalten hatte.

Darauf wollte ich nicht unbedingt bauen, aber ich bezog es in meine Rechnung mit ein und nickte Hagir deshalb zu. »Du kannst dich entspannen, ich werde nicht auf Mikail hören. Ihr sollt euren Willen haben. Ich gehe in die Kapelle hinein.« Damit tat ich den ersten Schritt und auch den zweiten. Hagir ging zur Seite. Er lächelte. Sein Nicken

galt den anderen Männern, die mir eine Gasse schufen.
»John, du versündigst dich!«
»Nein, Mikail. Ich weiß genau, was ich tue.«
»Die Lade wird zum Mörder!«
»Hoffentlich nicht.«
»Sie wird vernichten. Sie wird uns alle vernichten. Sie darf nicht durch andere entehrt werden. Du kannst es. Aber nicht diese Verbrecher hier.« Er stöhnte plötzlich auf, so daß ich stehenblieb und noch einmal den Kopf drehte.
Mikail hing im Griff des Mannes mit der Maschinenpistole. Er hatte seinen Arm nach hinten gedreht. In der anderen Hand hielt er seine Waffe fest, deren Mündung jetzt auf den Rücken des Mannes wies.
»Es ist wirklich gut, mein Freund. Danke, daß du dich so für mich eingesetzt hast. Aber ich muß einfach tun, was man mir sagt. Auch ich will die Lade sehen.« Nach diesen Worten drehte ich mich wieder um und schritt weiter.
Hagir hielt sich in meiner Nähe. »Das hast du ausgezeichnet gesagt, John, gratuliere.«
»Spare dir deine falsche Gratulation. Noch ist nicht aller Tage Abend. Das solltest du wissen.«
»Aber du wirst für den freien Weg sorgen.«
»Ach ja?«
»Bestimmt. Und ich weiß, daß du auch derjenige sein wirst, der die Lade öffnet, um uns allen endlich den Inhalt zu zeigen. Denn wer weiß schon, was darin verborgen liegt.«
»Zwei Steintafeln mit den Gesetzen eingemeißelt, an die sich die Menschen besser halten sollten.«
Hagir amüsierte sich. »Ich bitte dich, Sinclair, glaubst du tatsächlich daran?«
»Was spricht dagegen?«
»Sehr viel.« Er zeigte mir seine Überlegenheit, indem er mich überheblich anlächelte. »Du und viele andere mögen glauben, was sie wollen, aber wer die Geschichte der Lade genau kennt, der kann daran einfach nicht glauben. Hätte sie, wenn ihr Inhalt nur gut gewesen wäre, dieses Grauen damals verbreiten können? Wäre sie von den Israeliten dann als eine mächtige Waffe eingesetzt worden, mit der auch Kriege geführt werden konnten? Wohl nicht, aber ich glaube, daß du dir die Sache zu leicht machst. Schon zu Moses Zeiten, auf dem Berge Sinai, wurde von den Gefahren gesprochen, die von der Lade ausgehen. Es gibt sehr widersprüchliche Beschreibungen in den alten Büchern, aber ich kann dir auch zustimmen, wenn du an die Tafeln aus Stein denkst. Wobei ich vorsichtig sein will, denn auch der Stein kann gefährlich sein.«
»Was willst du damit andeuten?«

»Daß er nicht von dieser Welt stammt.«
Ich ahnte schon etwas. Über meinen Rücken rann ein Schauer.
»Wenn nicht von dieser Welt, dann von einer anderen.«
»Ja, provoziert durch den Absturz eines Meteoriten. Und ein Meteorit ist auch ein Stein, Sinclair.«
»Ich weiß«, flüsterte ich. Die Tragweite seiner Erklärung sorgte für ein Versagen meiner Stimme. Ich dachte schnell und in eine bestimmte Richtung.
Wenn die Lade tatsächlich Tod und Schrecken gebracht hatte, dann war es möglich, daß von ihr eine Strahlung ausging, die man als radioaktiv ansehen konnte. Deshalb auch die Krankheiten, die Erbschäden und noch mehr.
Moses war auf dem Berg. Er hatte zu Jahwe gesprochen, und Jahwe hatte zu ihm geredet. Er hatte ihn auch gewarnt, und diese Warnungen mußte Moses an sein Volk weitergeben. So »bibelfest« war ich immerhin. Da hatte Jahwe von einem Gehege gesprochen, das um die Lade errichtet werden mußte. Und keiner aus dem Volk durfte auf den Berg steigen und sein Erde berühren. Wer es trotzdem tat, war verloren.
»Nun, habe ich dich unsicher gemacht, Sinclair?«
»Nein, nur nachdenklich, aber so neu ist es für mich nicht gewesen. Ich versuche nur, vorurteilsfrei an mein Ziel heranzugehen. Alles andere wird sich ergeben.«
»Das ist eine gute Einstellung«, erklärte er. »Ich habe gehofft, daß du so gedacht hast.«
Ich schwieg, denn wir hatten schon einen Großteil des Weges hinter uns gebracht. Die Schatten der Häuser erreichten uns nicht mehr.
Wenn ich nach vorn schaute, sah ich den Weg freiliegen, noch eingetaucht in die Strahlen der Sonne, aber ich schaute auch gegen den Umriß der Kapelle. Sie stand einsam, sie wirkte auch irgendwie versteckt, weil das Gelände hinter ihr nicht mehr so frei und eben war, aber die weißen Mauern hoben sich noch deutlich ab.
In das Mauerwerk hinein waren Nischen gebaut. In ihnen lagen die Fenster. Das Glas kam mir dunkel vor, aber hinter ihm entdeckte ich ein schwaches Licht.
Es war von brennenden Kerzen gesprochen worden. Das schien sich tatsächlich zu bewahrheiten.
Wir schwiegen. Wie es Mikail erging, konnte ich nicht sehen, weil ich stur nach vorn schaute. Ich war nicht benommen, aber manchmal kam ich mir so vor, weil ich wußte, daß es kein Zurück mehr für mich gab. Vor mir lag tatsächlich der Eingang zur Kapelle, in der die Bundeslade stand.
Das war kaum zu fassen. Damit kam ich trotz allem nicht zurecht, und der leichte Schwindel hatte schon seinen Grund. Ich bewegte

mich, als würde ich schweben, und mein Herz klopfte wieder stärker.

Eine dunkle Tür versperrte mir den Weg. Ähnlich dunkel wie die Scheiben. Der schmale Pfad endete vor ihr. Im Staub zeichneten sich noch die Abdrücke zahlreicher Füße ab. Hier mußten die Hüter der Lade gestanden haben.

Aber es gab auch das Gitter, das die Kapelle umschloß. Es war nur prophylaktisch aufgebaut worden, denn fast jeder konnte es rasch überwinden.

Vor dem in das Gitter eingelassene Tor blieb ich stehen. Die Stäbe waren sehr hoch. Ich blickte durch die Lücken zwischen ihnen auf das Mauerwerk. Es würde nur ein paar Sekunden dauern, bis ich die geschlossene Tür der Kapelle erreichte. Ich war ein Fremder, ein nicht Eingeweihter. Ich wollte mir das Recht herausnehmen, das gleiche zu tun, was eigentlich den Wächtern vorbehalten blieb.

Nicht daß ich Angst bekam, aber in diesem Augenblick fragte ich mich schon, ob ich mich nicht übernommen hatte. Es war eine völlig menschliche Reaktion, auch herbeigeführt durch einen tiefen Respekt und eine große Ehrfurcht.

Gehörte ich überhaupt hierher? Durfte ich die Kapelle denn betreten? Nicht einmal den Priestern oder Diakonen war es gestattet.

Hinter mir standen die Templer wie eine Mauer. Zurück kam ich nicht. Ich konnte nur nach vorn gehen. Hätte ich mich in die entgegengesetzte Richtung gewandt, wäre ich erschossen worden.

Als ich meine Hände betrachtete, zitterten sie. Das Schwert hielt ich nicht mehr fest. Ich wollte die Kapelle nicht so auffällig bewaffnet betreten.

Wäre ich allein gewesen, vielleicht hätte ich kehrt gemacht, um zu verschwinden.

Aber es ging nicht mehr.

Ich mußte hin.

Ging ich nicht, war ich tot.

Lief ich trotzdem – ja, was geschah dann? Würde mich die Lade und deren Kraft überhaupt akzeptieren? Die Templer vertrauten darauf, daß ich das Schwert des Salomo bei mir trug und deshalb nicht abgewiesen werden würde.

Aber meine Motive waren nicht mehr so rein wie zuvor. Ich sollte anderen Männern den Weg ebnen. Ich fragte mich, ob die Lade oder deren Kräfte dieses Sakrileg akzeptierten.

Sicher war das nicht. Das wußten auch Hagir und seine Leute.

Deshalb hatten sie mich als Testperson vorgesehen.

»Soll der Boden um die Kapelle herum mit deinem Blut geweiht werden?«

»Du brauchst dir keine Sogen zu machen, Hagir. Ich werde die Kapelle betreten.«

»Dann öffne das Tor. Wir haben das Schloß bereits zerstört. Du kannst das Gitter aufschieben.«

»Und was ist mit der Tür der Kapelle?«

»Auch sie ist offen.«

»Gut. Ich richte mich danach. Hast du mir sonst noch etwas zu sagen, wie ich mich verhalten soll, wenn ich die Kapelle betreten habe?«

»Ja. Aber es ist normal. Du wirst dich umschauen. Du wirst auf die Lade zugehen und sie berühren können, wenn du das Tuch abgenommen hast. Und du wirst auch die beiden Cherubin sehen, die sich gegenübersitzen. So und nicht anders wirst du die Lade erleben, mein Freund. Reichen dir meine Worte?«

»Bis jetzt schon. Nur kann ich nicht versprechen, ob ich euch nachholen werde.«

»Das laß nur meine Sorge sein.«

Damit war alles gesagt worden. Ich drückte mit der rechten Hand gegen das Torgitter. Es war gut geölt und schwang leise auf. Dann betrat ich das eigentliche Gelände der Kapelle. Ich ging sehr langsam und bewegte mich dabei auf eine bestimmte Art und Weise.

Wie jemand, der sich einer Prozession angeschlossen hatte. Ich tat es nicht mal bewußt, es war wie von allein gekommen. Die Tür behielt ich im Blick. Sie allein war wichtig. Sie sah ich auch klar, während die Mauern rechts und links verschwommen und zu einer hellen, puddingähnlichen Masse wurden. Die Kapelle warf mir ihren Schatten entgegen, als wollte der mich von der Düsternis im Innern warnen. Aber hinter den Scheiben schimmerte das Licht der Kerzen.

Bevor ich die Tür erreichte, traf mich noch einmal das Licht der roten Sonne. Es war wie ein feuriger Umhang, der mich umgab, ohne daß er allerdings seine Hitze abstrahlte. Ich hatte sogar eine Gänsehaut bekommen. Das allerdings lag einzig und allein daran, wie ich mich fühlte.

Das Wunder lag plötzlich so nah.

Nur ein paar Schritte entfernt, die ich innerhalb weniger Sekunden zurückgelegt hatte.

Dann stand ich vor der Tür.

Sie war aus dunklem Holz gefertigt worden. Wind und Wetter hatten die Außenseite schon ziemlich gezeichnet. Ich suchte die Maserung ab, ohne allerdings ein Zeichen oder einen Hinweis zu entdecken, der den Besucher davor warnte, die kleine Kirche zu betreten.

Es war alles anders in dieser Welt. Ich sah nur die Kapelle. Die normalen Dinge zählten nicht mehr. Sie waren in den Hintergrund getreten.

Mein Blick glitt an der Tür entlang in Richtung Boden. Die Klinke lag tiefer als bei den Türen in unseren europäischen Breiten. Das stellte ich wie nebenbei fest, als sich meine rechte Hand der Klinke näherte.

Vielleicht war sie doch abgeschlossen. Dann hätte ich noch überlegen können und…

Nein, sie war nicht verschlossen.

Ich konnte sie öffnen.

Ich tat es noch nicht, denn plötzlich schlug mein Herz wieder schneller. Da kam mir zu Bewußtsein, vor welch einer wichtigen Entscheidung ich stand. Es wollte mir auch nicht in den Kopf, daß es so einfach war, an die Lade heranzukommen.

Das Holz hatte sich etwas verzogen. Die Tür schabte über den Boden.

Die Kapelle öffnete sich mir, aber ich ging noch nicht hinein, sondern drehte mich so, daß ich die anderen sehen konnte, auch meinen Freund Mikail.

Er stand zwischen ihnen. In ihren dunklen Umhängen sahen sie aus wie schwarze Alptraumgestalten, die im schwachen Widerschein nahe dem Höllenfeuer standen.

»Geh schon!« rief mir Hagir zu. Auch seine Stimme hatte nicht mehr normal geklungen.

»Ja«, sagte ich, drehte mich wieder und glaubte noch, Mikails warnenden Ruf zu hören.

Das war nicht mehr wichtig.

Ich drückte die Tür so weit auf, daß ich die rätselhafteste Kapelle der Welt betreten konnte…

***

»Er geht«, sagte Hagir und lachte leise. »Er geht tatsächlich.« Sein Stimme vibrierte und gab etwas von dem wider, was auch tief in ihm steckte. Auch er konnte nicht locker sein. Seit Jahren schon hatte er auf diesen einen Augenblick hingearbeitet. Daß ihm die Tür zum Allerheiligsten geöffnet wurde. Nie hatte er lockergelassen, sich Verbündete gesucht, die derselben Ahnenlinie entsprangen wie er, denn Lalibela war der Schlüssel zur Lade und zur Macht.

Er und die Templer!

Sie hatten die Lade hier nach Aksum geschafft. Nicht alle Kreuzritter waren wieder gen Norden gezogen. Es blieben einige zurück, und sie vermischten sich mit der einheimischen Bevölkerung durch Heirat, denn die alten Werte, auf die sie einmal eingeschworen waren, zählten in den Jahren nicht mehr.

Aber heute gab es sie wieder. Heute waren sie stark. In der Gegenwart hatte das Volk ein Ohr für die Vergangenheit bekommen. Da horchte es auf, denn es wollte raus aus der verdammten Armut, und Lalibelas Regentschaft war trotz der langen Jahre nicht vergessen.

Hier spielte die Zeit eine nicht so große Rolle. Man konnte abwarten, bis sie reif war, das wußten die sieben Templer auch, die irgendwann an der Spitze der Regierung sitzen würden.

Hagir konnte seinen Blick nicht von der Tür lösen. Noch war die Gestalt des John Sinclair gut zu sehen, aber sie verschwamm allmählich, je mehr die Tür wieder zufiel.

Ihm und den anderen Männern war auch kein Blick in die Kapelle vergönnt gewesen. Sie hatten nicht mal den Umriß der Lade entdeckt, obwohl das Licht der Kerzen vorhanden war. Aber schwach, zu schwach. Es schien von der Finsternis aufgesaugt worden zu sein.

Dann war die Tür wieder geschlossen!

Hagir hatte beinahe den Atem angehalten. Jetzt stieß er ihn aus, und stöhnte dabei.

Dann drehte er sich um. Er schaute genau in Mikails Gesicht. Der Hüter wurde nicht mehr bedroht. Auch so würde er gegen die Übermacht nicht ankommen.

Das Gesicht des Mannes blieb unbewegt. Der leichte, warme Wind ließ seinen blutbefleckten Bart zittern und spielte mit dem Stoff der Umhänge.

»So einfach war es«, sagte Hagir. »So simpel.«

»Das wußte ich. Aber es ist noch nicht vorbei. Ihr werdet euch noch wundern.«

»Was soll passieren?«

»Der Tod lauert schon.«

Hagir wollte lachen. Es gelang ihm nicht so recht. »Ja, der Tod lauert, aber nicht auf uns, sondern auf John Sinclair, wenn überhaupt. Wir haben die Kapelle nicht betreten. Er ist hineingegangen und wird sich mit den Mächten auseinanderzusetzen haben. Wir bleiben außen vor und greifen erst später ein.«

Mikail gab eine Antwort. Und er sprach wie ein Prophet, der vor dem Weltuntergang warnte. »Wenn die Kraft der Lade sich befreien kann, wird es zu einer Katastrophe kommen. Jahrtausende sind vergangen, aber das Palladium hat nichts von seiner Macht verloren. Das weiß ich, das wißt auch ihr, und deshalb seid ihr zu feige gewesen, die Kapelle zu betreten.«

»Auf uns warten große Aufgaben«, erklärte Hagir. »Der Weg zur Lade ist nur der erste, wenn auch große Schritt. Danach werden wir die Macht ergreifen und nach den Gesetzen König Lalibelas regieren.«

»Es wird euch nicht gelingen«, flüsterte Mikail. »Die andere Seite ist zu stark.«

»Nein!«

Mikail schwieg.

Das paßte Hagir auch nicht. »Warum sagst du nichts mehr?«

»Was willst du hören?«

»Genau das, was du denkst.«

»Gut.« Mikail nickte. »Ich denke daran, daß die Nacht noch lang ist, sehr lang. Und ich denke ferner daran, daß in ihr noch viel passieren

kann.«

***

Suko stand noch immer bei den beiden Leichen. Nein, daß der tote Horace F. Sinclair plötzlich nach seinem Sohn John geschrien hatte, daran hatte er sich nicht gewöhnen können. Es war nach wie vor für ihn ein Rätsel geblieben, aber es war vorbei. Er hörte nichts mehr.

Seit ungefähr zwei Minuten war alles still, aber Suko ging davon aus, daß diese Stille noch nicht endgültig war. Sie würde irgendwann wieder unterbrochen werden, und der Grund dafür würde mit John Sinclair in einem bestimmten Zusammenhang stehen. So sah Suko die Dinge, und so konnte er nur darauf warten, daß sich etwas tat.

Aber wo?

In der Fremde. In einem anderen Land, fast im Herzen des afrikanischen Kontinents. Suko hätte sich gern an die Seite seines Freundes gewünscht. Es blieb ein Wunschtraum. Er war keine »Star-Trek«-Figur, die die Kunst des Beamens verstand.

Zwar gab es auch für ihn Zeitreisen, aber von allein konnte auch er sie nicht durchführen, da hätte er schon die Hilfe anderer benötigt.

Zum Beispiel die des kleinen Magiers Myxin oder die von Kara, der Schönen aus dem Totenreich. Sie aber waren weit entfernt, ebenso wie Atlantis, denn es gab zwischen diesen beiden Fronten keine Berührungspunkte.

Suko schaltete seine Gedanken ab und konzentrierte sich wieder auf den Anblick der Toten.

Mit Mary Sinclair war nichts geschehen. Von diesem starren Körper gab es keine Verbindung zu John Sinclair, nur von Johns totem Vater, der unbeweglich dalag.

Auch in den Augen zeigte sich nichts. Noch immer waren die Pupillen braun gefüllt. Lalibelas Geist hatte sich in ihnen eingenistet.

Das mußte akzeptiert werden, obwohl es Suko noch immer schwerfiel. Er würde es auch nie akzeptieren können, das stand für ihn ebenfalls fest. Sollte John wieder zurückkehren und an der Beerdigung seiner Eltern teilnehmen, erwartete ihn ein Schock.

Suko brauchte eine andere Umgebung. Er verspürte zudem großen Durst, und er dachte auch an sein Versprechen, das er Sir James gegeben hatte. Deshalb ging er wieder zurück in das Büro, in dem es dämmrig geworden war und der Schatten überwog.

Draußen war der Himmel eingedunkelt, und mächtige Wolkenstücke trieben dahin.

Wie würde der Superintendent reagieren, wenn er plötzlich erfuhr, daß Horace F. Sinclair den Namen seines Sohnes geschrien hatte? Oder war es besser, ihn nicht zu informieren?

Suko wußte es nicht. Er überlegte nach dem Schluck Wasser nicht

länger und nahm den Hörer ab. Seine Finger zitterten nervös, als sie über der Tastatur lagen.

Er wählte durch, er kam durch und hörte die Stimme aus dem fernen London.

»Ich bin es, Sir.«

»Gut. Ich habe schon gewartet. Gibt es Veränderungen?«

»Leider ja.«

Sir James räusperte sich. »Das hört sich nicht gut an, Suko.«

»Es ist auch nicht gut. Ich war bei den toten Sinclairs. Ich mußte einfach hin.«

»Wegen der Augen?«

»Natürlich. Sie sind noch immer so, wie ich sie gesehen habe. Braun und fremd…«

»Und was ist noch geschehen, Suko?«

Der Inspektor holte tief Atem. »Sir, Sie und ich wissen, daß die beiden Sinclairs tot sind. Aber mir sind mittlerweile Zweifel gekommen, ob das so stimmt. Zumindest bei Johns Vater.«

»Ist er…?«

»Nein, Sir, kein Zombie, denke ich.«

»Wenigstens etwas.«

»Nur meine ich, daß ein Toter nicht mehr sprechen kann. Und Horace F. Sinclair hat gesprochen. Er rief mit röhrender Stimme den Namen seines Sohnes John, und es klang für mich so, als befände sich John in einer schrecklichen Lage…«

»Nein, nein…« Sir James war durcheinander. Es kam bei ihm selten vor. Suko hörte ihn auch schnauben und schwer atmen. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte, war zudem nicht in der Lage, gewisse Sätze zu formulieren.

Der Inspektor wartete, bis sich sein Chef einigermaßen gefangen hatte. Dann gab er ihm einen detaillierten Bericht und wurde diesmal nicht unterbrochen.

Suko spürte selbst die ungeheure Belastung, die auf ihm ruhte, gepaart mit der eigenen Hilflosigkeit, nicht eingreifen zu können. Als er schließlich durch war, fühlte er sich beinahe wie in einer Sauna, und aus dem Hörer drangen noch seltsame Geräusche.

Sir James stellte danach seine Fragen. Er sprach leise. Suko mußte schon genau hinhören, um ihn verstehen zu können. »Ich gehe davon aus, daß Sie sich nicht geirrt haben. Aber können Sie mir so etwas wie eine Erklärung geben?«

»Das ist schwer.«

»Ich weiß. Die Frage stellt sich, ob Horace F. Sinclair nun tot ist oder nicht.«

»Medizinisch gesehen ist er tot.«

»Aber er hat doch gesprochen.«

»Ja – und auch nein, Sir. Denn ich denke, daß es eher Lalibela gewesen ist.«

»Mit seiner Stimme?«

»Nein«, sagte Suko, »das auch nicht. Ich weiß nicht, ob es die Seele war, die sich noch einmal gemeldet hat, jedenfalls steht der Tote unter dem Einfluß dieses Geistes.«

»Und John hat ebenfalls mit ihm zu tun.«

»Das kann sein.«

»Und kann es auch sein«, stellte Sir James die nächste Frage, »daß der tote Horace F. Sinclair mit seinen fremden Augen sieht, was sein Sohn momentan erlebt? Können Sie über diese Brücke gehen, die ich Ihnen gebaut habe?«

Suko antwortete nicht spontan. »Es ist schwer, Sir, aber ich werde es wohl müssen.«

»Dann gibt es auch für Sie keine anderen Folgerungen?«

»Nein.«

»Irgendwo beruhigt mich das. Aber was ist mit Mary Sinclair geschehen?«

»Sie ist und bleibt normal tot. Falls man so etwas überhaupt sagen kann.«

»Ja«, murmelte der Superintendent nach einer kurzen Pause. »Ich wünsche es ihr.«

»Gut, ich werde dann Schluß machen, Sir. Wobei ich davon überzeugt bin, daß die Nacht noch lang werden kann. Sie wird immer lang, wenn man auf etwas wartet.«

»Das stimmt schon. Was könnte denn geschehen?«

»Ich kann nichts sagen und möchte es auch nicht. Jedenfalls halte ich Wache bei Johns toten Eltern.«

»Ja, das ist wohl gut«, gab Sir James zu. »Ich werde ebenfalls warten. Aber das wissen Sie ja, Suko.« Er legte auf und ließ im fernen Lauder einen sehr nachdenklichen Mann zurück, der gegen die Wand schaute, als stünde dort die Lösung aller Dinge. Aber Wunder gab es nicht oder nur äußerst selten.

Suko stand wieder auf. Es bereitet ihm wirklich kein großes Vergnügen, als Totenwächter zu fungieren, aber er fühlte sich dort hingezogen. Etwas in ihm war aufgewühlt und teilte ihm mit, daß er die Leichen keinesfalls allein lassen durfte.

Deshalb ging Suko wieder zurück.

Er haßte den Weg durch den Gang. So mußten auch die Menschen aus den Todeszellen einen Gang hassen, der sie in die Gaskammer führte oder auf den elektrischen Stuhl.

Es war kalt. Es gab keine Wärme. Es gab auch keine Menschlichkeit, nur zwei Tote hinter der schlichten Tür, die Suko sehr bald öffnete, um über die Schwelle zu treten.

Das Licht brannte.

Er konnte sehen, erkennen, und sein erster Blick konzentrierte sich auf das Gesicht des toten Horace F. Sinclair. Natürlich lag die Leiche noch immer am selben Platz. Wie hätte sie sich auch bewegen können?

Und doch war etwas geschehen!

Suko wußte es. Er hatte es nicht sofort gesehen. Er mußte zunächst näher an die Leiche heran. Nur spürte er den eigenen heftigen Herzschlag, und er schüttelte auch den Kopf.

Sein Blick konzentrierte sich einzig und allein auf die Augen. Nach wie vor waren die Pupillen braun, aber sie sahen trotzdem anders aus. Sie schimmerten, sie waren wäßrig.

»Verdammt, das gibt es doch nicht«, flüsterte Suko. Er trat noch näher an den Leichnam heran.

Dann sah er es überdeutlich.

Auf den wächsernen und schon leicht gelblich schimmernden Wangen malten sich die nassen Flecken ab.

Tränen!

Für Suko gab es nur eine Erklärung. Der tote Horace F. Sinclair hatte geweint.

Um wen?

Um John, seinen Sohn!

Für Suko stand es einwandfrei fest. Plötzlich bekam auch er große Angst um seinen Freund…

***

Frankreich! Alet-les-Bains. Der Ort der Templer und des Mannes, der Abbé Bloch hieß.

Der Tag neigte sich seinem Ende entgegen. Hätte man Bloch gefragt, wie er ihm gefallen hätte, der Frager wäre mit einem Kopf schütteln abgespeist worden. Es lag kein guter Tag hinter dem Templer-Führer. Überhaupt keine gute Zeit, denn der Abbé wußte auch, daß er den Stein ins Rollen gebracht hatte. Nur durch ihn war John Sinclair nach Chartres gekommen, um sich dort mit Angares zu treffen, der zunächst bei den Templern in Alet-les-Bains Schutz gesucht hatte.

Bloch kannte die Probleme. Er wußte auch, wie tiefgreifend sie waren, und er wäre nicht überrascht gewesen, wenn sie noch wuchsen. Nicht zuletzt durch den Besuch in der Schlucht, wo das silberne Skelett des Hector de Valois seinen Platz gefunden hatte. Es hatte den Abbé einfach dorthin gezogen. Er war seinem Drängen gefolgt und hatte erleben müssen, wie sich das Skelett für einem Moment bewegt und dann aufgerichtet hatte. Es war nichts weiter mit ihm geschehen. Der Abbé war dann auch wieder gegangen, ohne allerdings Ruhe zu finden, denn dieser unheimliche Vorfall ließ ihm

einfach keine Ruhe.
Warum hatte sich das silberne Skelett erhoben? Welche Kraft steckte dahinter?
Er konnte es nicht sagen. Es war alles viel zu fremd und undurchsichtig geworden. Eines jedoch stand fest. Es würde weitergehen, und es würde möglicherweise nicht nur bei diesem einen kurzen Erwachen bleiben.
Der Abbé war so allein den Weg wieder zurückgegangen, wie er ihn auch in die andere Richtung genommen hatte. In seinem Haus hatte er mit keinem der Brüder über den Vorfall gesprochen. Er hatte ein Bad genommen und sich danach in sein Arbeitszimmer begeben, wo auch eine Liege stand, die ihm als Schlafplatz diente.
Er war müde. Nur an den Schlaf konnte er nicht herankommen.
Wenn er sich auf die rechte Seite drehte, sah er den Knochensessel!
Vor dem Fenster hatte er seinen Platz gefunden. Der Schädel in der Mitte ragte über den unteren Rand der Fensterbank hinweg, als wollte sein Knochengesicht ein Zeichen für die Zukunft setzen, daß der Tod stets allgegenwärtig war.
Der Abbé dachte auch daran, daß John Sinclair auf dem Sessel seinen Platz gefunden hatte. Ja, er war der letzte gewesen. Von diesem Platz aus hatte er seine Reise angetreten, nachdem er Chartres hinter sich gelassen hatte.
Aber wohin?
Der Sessel gab ihm keine Antwort. Das Knochengesicht schien ihn sogar höhnisch anzugrinsen, und Bloch stöhnte leise auf. Er fühlte sich in den Hintergrund oder ins Abseits gedrängt. Dabei war er ein Mensch, der ebenfalls zu den Kennern und den Eingeweihten gehörte und es einfach nicht hinnehmen wollte, daß man ihn überging.
Ein Gedanke kam ihm. Er dachte gar nicht länger darüber nach, sondern setzte sich mit einer sehr heftigen Bewegung hin. Für einen Moment blieb er in dieser Lage. Er schaute zwar noch immer gegen den Knochensessel, was jetzt allerdings mehr einem Alibi glich, denn die Gedanken beschäftigten sich mit ganz anderen Dingen.
Er dachte an den Würfel des Heils!
Völlig wehrlos war er nicht. Dieser Würfel war ein Mittler, ein Wegweiser. Er war einer, der ihm eine Botschaft übermitteln konnte, und Botschaften brauchte er zu diesem Zeitpunkt mehr denn je.
Bloch wollte nicht mehr im Bett bleiben. Er stand auf. Auch wieder etwas heftig, so daß er mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatte. Er war nicht mehr der Jüngste, das merkte er immer wieder, aber schlafen wollte er auch nicht.
Der Abbé ging zu seinem Lieblingsplatz, dem Schreibtisch. Das Zimmer war groß genug, und der Schreibtisch war umgeben von zahlreichen Büchern, die in hohen Regalen standen.

Dafür hatte er keinen Blick. Er öffnete eine Lade an der rechten Seite und griff blind hinein.

Seine Finger bekamen den Würfel zu fassen. Die Hand bedeckte den viereckigen Gegenstand wie ein Dach, und so holte er ihn auch hervor und stellte ihn vor sich.

Für einen Moment schaute er auf die obere Fläche. Er sah die tiefrote, schon violette Farbe, die das Innere des Würfels so geheimnisvoll machte.

Sie war nicht nur geheimnisvoll. Sie barg auch ein Geheimnis, denn der Würfel war so etwas wie ein Fenster zu anderen Dingen und Vorgängen. Man konnte ihn als Medium benutzen. Zugleich aber war er ein Element gegen das Böse, denn es gab noch einen zweiten, völlig identischen. Das war der Würfel des Unheils, und der wiederum befand sich im Besitz des Spuks.

So hoben sich die Pole gegenseitig auf. Das hatten der Abbé und der Spuk akzeptiert. Es gab zwischen ihnen keine Angriffspunkte, vorausgesetzt, der eine kam dem anderen nicht ins Gehege.

Das würde in diesem Fall auch nicht so sein, Bloch hoffte es jedenfalls. Er hob seine Hände an und legte sie gegen die seitlichen Kanten des Würfels.

Der Abbé wußte, daß man ihn nicht stören würde. So hatte er es sich ausgebeten, und an diese eiserne Regel hielten sich seine Templer-Brüder. Bloch bereitete Johns Verschwinden Sorgen. Er fühlte sich dabei mitschuldig, und er hatte vor, auf diese Art und Weise einen Kontakt herzustellen.

Er wartete.

Sein Blick war nach unten gerichtet. Der Würfel war noch »kalt«.

Auch Bloch hatte noch nicht die innere Stärke, um ihn aktivieren zu können.

Warten. Sich konzentrieren. Seine Kräfte ebenso mobilisieren wie die des Würfels. Darauf kam es ihm an, und er wollte, daß sich die beiden Kräfte in der Mitte trafen. Zusammen würden sie hoffentlich ein Bild ergeben, das ihn weiterbrachte.

Die Erschöpfung des Abbé verlor sich. Ein anderer Zustand ergriff von ihm Besitz, in den er immer tiefer eintauchte, so daß die normale Welt des Zimmers nicht mehr; wichtig war und für ihn einzig und allein nur der Würfel zählte.

Der Würfel als Fenster.

Der Abbé in Trance!

Beides paßte zusammen, und beides würde dafür sorgen, daß der Würfel seine magische Botschaft ausstrahlte. So hoffte der Abbé auf die Bilder, die für ihn allein wichtig waren.

Seine eigene Gedankenwelt trat zurück. Er rutschte immer tiefer in die Trance hinein, wobei er die Augen nicht geschlossen und nur

gesenkt hielt, damit er auf die Würfelfläche schauen konnte und damit auch hinein in das Innere.

Bewegt hatte sich dort noch nichts. Es war nur eine gewisse Unruhe zu spüren. Für Bloch positiv. So wußte er, daß sich der Würfel nicht gegen einen Kontakt wehrte. Und auch nicht gegen seine eigene Gedankenwelt und die Wünsche.

Die tiefe Farbe bekam Risse.

So zumindest sah das Bild im Würfel aus, als die hellen Schlieren entstanden und aus einer unendlichen Tiefe in die Farbe hineinzusteigen schienen, wo sie ihre hellen Spuren hinterließen. Die Schlieren bewegten sich noch langsam, aber sie hatten bereits den Kontakt zu Abbé Bloch aufgenommen.

Er spürte es in seinem Kopf. Dort kreisten fremde Gedanken. Sie waren dabei zu wechseln, um sich anders, und zwar in Bildern, ausdrücken zu können.

Bloch schaute in den Würfel. Zugleich konzentrierte er sich auf die Bilder in seinem Kopf, die einfach noch zu sehr verschwammen und sich nur allmählich klärten.

Im Würfel bewegten sich die Schlieren inzwischen schneller, als gehorchten sie einzig und allein nur noch den Gedanken und Befehlen des Würfelbesitzers.

Die hellen Schlieren peitschten durcheinander. Der Abbé stöhnte leise auf. Es war ihm jetzt nicht mehr möglich, auch nicht bei voller Konzentration, in den Würfel zu schauen, denn die hellen Fäden und die rote Farbe vermischten sich.

Zugleich nahmen die Bilder Gestalt an. Der Abbé konnte nicht mehr unterscheiden, ob sie sich in dem Würfel abzeichneten oder ob sie durch seinen Kopf irrten wie ein Filmstreifen.

Aber er sah.

Und er schrak zusammen, als er die helle Gestalt entdeckte, die sich voranbewegte und im ersten Moment so aussah, als wäre sie von einer Lichtaura umgeben.

Ein Geist!

Nein, kein Geist. Es war jemand, der existierte, wenn auch in einer nichtmenschlichen Form. Normalerweise lag das silberne Skelett des Hector de Valois in seinem Sarg am Ende der Schlucht. Den Ort hatte es verlassen, und es wanderte durch die Dämmerung einem neuen Ziel entgegen.

Der Abbé hatte sich völlig fallen lassen. Er konzentrierte sich einzig und allein auf das Skelett und natürlich auf dessen Umgebung.

Er wollte herausfinden, wohin es sich wandte, denn das mußte auch in der Dämmerung zu sehen sein.

Viele Schatten drückten sich zu einem finsteren Grau zusammen.

Der Himmel hoch über der einsamen Gestalt hatte längst sein Licht

verloren. Wolken trieben dahin. Sie wehten auch über die Häuser der kleinen Stadt hinweg.

Das Skelett ließ sich nicht beirren.

Es ging weiter.

Sein Ziel war die Stadt…

Der Abbé stöhnte auf. Die Hände lösten sich von den Seiten des Würfels, denn plötzlich war ihm alles klar.

Das silberne Skelett hatte sich nicht nur irgendeine Stadt ausgesucht, sondern eine ganz bestimmte.

Alet-les-Bains.

Und Bloch wußte auch, daß es für den Rest des Hector de Valois nur ein Ziel gab, das interessant war.

Das Haus der Templer!

Bloch wußte es. Und trotzdem konnte er es nicht so einfach akzeptieren. Aber der Besucher würde kommen, und er erschien sicherlich nicht ohne Grund.

Der Abbé stand auf.

Er verließ sein Zimmer.

Er eilte durch den Gang auf die breite Haustür zu. Die Brüder, die ihn sahen, staunten über sein Verhalten, aber sie hatten sich an die Macken ihres Anführers gewöhnt.

Persönlich zerrte Bloch die Tür auf.

»Willkommen!« sagte er nur, als das silberne Skelett des Hector de Valois seinen letzten Schritt auf das Haus zuging…

ENDE des sechsten Teils